

Fragen statt Antworten
Weshalb sich der evangelische Kirchenbund so schwer tut mit der Ehe für alle. **HINTERGRUND 3**

Baden entwickelt sich
Die Kirchgemeinde spricht einen Kredit über 140 000 Franken für das Zukunftsprojekt. **REGION 2**



Foto: Marco Frauchiger

Am Stammtisch
Was Arbeitgeber dazu beitragen können, damit die Integration von Flüchtlingen gelingt. **DOSSIER 5-8**

Kirchgemeinden
Infos aus Ihrer Kirchgemeinde enthält der zweite Bund oder die separate Gemeindebeilage. **BEILAGE**

reformiert.

Aargau

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Nr. 8/August 2019
www.reformiert.info

Ein Halleluja für die Demokratie in Hongkong

Religionsfreiheit Die christliche Minderheit in Hongkong spielt innerhalb der jüngsten Protestwelle in der Millionenmetropole eine herausragende Rolle. Denn die Religionsfreiheit steht auf dem Spiel.

«Sing Halleluja to the Lord», hallte es im Juni durch das Regierungsviertel von Hongkong. Tausende von Christinnen und Christen hatten sich wochenlang zu Mahnwachen versammelt. Auch an der Demonstration am 16. Juni, als zwei Millionen Menschen ihren Protest auf Hongkongs Strassen trugen, wurde von vielen, die in ihrem Leben noch nie eine Kirche betreten haben, das Lied angestimmt.

Die Episode zeigt, wie das Christliche in der Demokratiebewegung mitschwingt. Vordergründig wird um das Gesetzesvorhaben gestritten, das juristisch Auslieferungen auch nach Festlandchina erlauben soll. Vor allem geht es aber um die Freiheit Hongkongs, das 2047 zur ganz normalen chinesischen Stadt wird. Denn die bei der Übergabe der britischen Kronkolonie ausgehandelten Sonderrechte wie Meinungs-, Versammlungs- und Religionsfreiheit sind dann Makulatur.

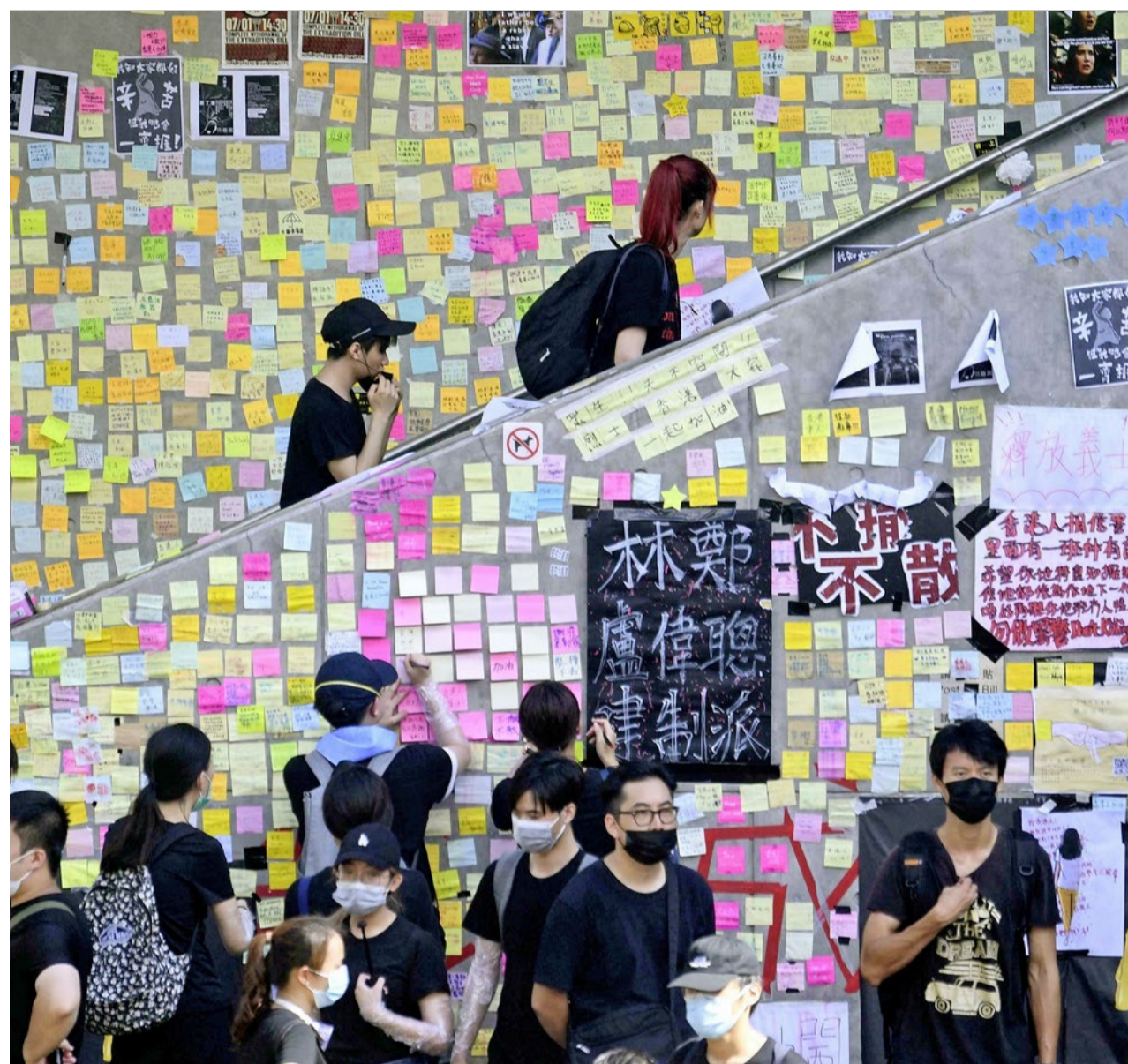
«Hongkong ist nicht China»

Die Uhr tickt also und genau am 1. Juli, am 22. Jahrestag der Übergabe, demonstrierten erneut Hunderttausende. Hunderte von Verzweifelten stürmten das Parlament und sprühten die Parole an die Wand: «Hongkong ist nicht China».

Empört trat Carrie Lam, die Regierungschefin des Stadtstaates, vor die Mikrofone und verurteilte den Vandalismus. Studentenfürher Joshua Wong, Mitglied der protestantischen Kirche TTM, die einst von der Basler Mission gegründet worden war, erinnerte sie prompt daran, dass die Regierung Hongkongs nicht demokratisch gewählt sei.

Tobias Brandner, der als Gefängnisseelsorger und Hochschullehrer seit 22 Jahren in Hongkong lebt, betont: «In der ungewöhnlichen Militanz spiegelt sich die Verzweiflung von Menschen, die trotz Protests die leidvolle Erfahrung machten, dass Lam zu keinem einzigen echten Zugeständnis bereit war.» Der Mitarbeiter von Mission 21 weist auf ein Graffiti im gestürzten Parlament hin: «Du, Carrie Lam, hast uns gelehrt, dass mit friedlichem Protest nichts zu erreichen ist.»

Brandner war bereits vor fünf Jahren mit seinen Studierenden dabei, als die Regenschirm-Bewegung fast drei Monate die City blockierte. Sie protestierten gegen das Wahlsystem, das chinesischen Politikern automatisch den Sieg garantierte. Damals ging ein Riss durch die Kirchen. Viele öffneten die Kir-



Nur noch 28 Jahre möglich: Freie Meinungsäußerung per Post-it-Zettel.

Foto: Keystone

chentüren, damit die Demonstranten Tränengas und Gummischrot entkommen konnten. Andere appellierten, die chinesische Dominanz zu akzeptieren. «Heute sind die Kirchen klar gegen das Auslieferungsgesetz», sagt Brandner.

Christen auf beiden Seiten

Auffällig war 2014, dass neben Joshua Wong auch zwei der prominenten Führer der Regenschirm-Bewegung Christen waren, einer davon war Baptistenpfarrer. Ein ähnliches Bild zeigt sich aber auch an den Schalthebeln der Macht: In der Regierung wie unter höheren Beamten finden sich viel mehr Christen, als es in einer Stadt, in der sich jeder siebte Einwohner zu Jesus Christus bekennt, zu erwarten wäre.

Der Grund dafür ist in der Stadtgeschichte zu suchen. Mit der Unterstützung der Briten gründeten christliche Missionare Schulen und Colleges, die sich bis heute grosser

Popularität erfreuen. Interessant: Carrie Lam, die praktizierende Katholikin geblieben ist, besuchte eine franziskanische Schule.

Die prochinesische Chef des Stadtstaates schafft den Spagat, zwei Herren zu dienen, während immer mehr Christen die entscheidende Frage umtreibt: Wird die Religionsfreiheit 2047 noch gelten, wenn die Frist für völkerrechtlich garantierte Freiheitsrechte ausläuft? Das Engagement der Christen ist somit vor dem Hintergrund der Religionsfreiheit zu sehen, die mit der repressiven Politik des autoritären KP-Führers Xi Jinping in Festlandchina immer mehr beschnitten wird.

Hongkongs Turbulenzen bestätigen dem Regime, wie politisch explosiv Religion ist. Brandner sagt dazu: «Wenn dann in der Halleluja-Hymne Jesus Herr über Himmel und Erde ist, dann stellt dies die Autorität der kommunistischen Partei in China infrage.» Delf Bucher

«In der ungewöhnlichen Militanz spiegelt sich die Verzweiflung von Menschen wider, denen kein Gehör geschenkt wird.»

Tobias Brandner
Pfarrer in Hongkong

Kommentar

China auf dem Weg in die digitale Diktatur

Chinas Senkrechtstart zur Wirtschaftsmacht ist etwas ins Stocken geraten, doch die digitale Überwachungsmechanik entpuppt sich als durchschlagender Erfolg. Hongkongs Christen, die für Demokratie kämpfen, erleben derzeit, wie für die Regierung in Peking George Orwells düsterer Zukunftsroman «1984» zur Gebrauchsanweisung für ihre Repression wird. Das macht Angst. Was in China funktioniert, kann in andere Länder exportiert werden. Mit künstlicher Intelligenz kontrolliert das Regime seine Bürgerinnen und Bürger effizient. Kameras registrieren jedes Fehlverhalten. Gesichtserkennung wird nicht nur in der U-Bahn eingesetzt, sondern zunehmend auch in Kirchen. Wer sich systemkonform verhält, erhält Bonuspunkte und Zugang zu Hochgeschwindigkeitszügen und Bankkrediten. Wer Punkte verliert, kann keine Flugtickets mehr buchen.

Ethik widerspricht Logik

Wirtschaftlicher Erfolg habe seinen Preis, mögen einige finden. Und man werde sich warm anziehen müssen, um mithalten zu können mit den leistungsfähigen Chinesen. Ein 1,4 Milliarden-Volk brauche eine starke Führung, welche die Sicherheit des Kollektivs über die Freiheit des Einzelnen stelle. Überhaupt: Menschen seien Herdentiere, die gesteuert und überwacht werden wollen.

Die christliche Ethik, nach der die Würde des Menschen unantastbar ist, widerspricht einer solchen Logik. Kein Wunder, will China den Widerstand in Hongkong, der stark von Christinnen und Christen getragen wird, mit Repression und digitalen Hilfsmitteln niederschlagen und die Religionsfreiheit einschränken. Nicht nur dort müssen Menschen befürchten, dass die digitale Diktatur ihren Alltag bestimmt. Auch in Westeuropa sollte man hellhörig werden, wenn Internetgiganten Wahlen beeinflussen und ungehindert ihren Datenhunger stillen. Selbst wenn China ökonomisch erfolgreich bleibt, als Vorbild taugt es nicht.



Katharina Kilchenmann
«reformiert.»-Redaktorin
in Bern

Weber-Berg bedauert «Missverständnisse»

Konzernverantwortung Die Debatte in der Synode vom 5. Juni zum Thema Konzernverantwortungsinitiative hat zu allerlei Nebengeräuschen geführt. «Ich erhielt kritische bis erboste Mails, und von Unverständnis am Kirchenrat geprägte Kirchnaustretsschreiben wurden mir zur Kenntnis gebracht», schreibt Christoph Weber-Berg, Kirchenratspräsident der reformierten Kirche Aargau, im offiziellen Kirchenblog. Obwohl es nur um die Frage ging, ob die Landeskirche der Unterstützungsplattform für die Initiative beitreten soll, sei die ablehnende Entscheidung der Synode so verstanden worden, «dass sich unsere Kirche auf die Seite Konzerne stelle und die Interessen des Kapitals über diejenige der Menschen setze». Weber-Berg vermutet «viele Missverständnisse» hinter dem öffentlich geäusserten Unmut. Er habe in der Synode ausschliesslich Voten gehört, die sich dahingehend äusserten, dass Schweizer Unternehmen selbstverständlich weltweit hohe Standards einhalten sollen: «Uneinig war man sich in der Frage, ob die Initiative dazu der richtige Weg sei.» ti

Möhlin steht wieder auf eigenen Beinen

Kuratorium Weil die Versammlung der Kirchgemeinde Möhlin im Juni eine neue Kirchenpflege gewählt hatte, konnte der Kirchenrat das seit Ende 2017 bestehende Kuratorium für die Gemeinde Anfang Juli wieder aufheben. Präsident der neuen Kirchenpflege ist Claude Chautems, der das Gremium bereits 2008 bis 2013 präsidiert hatte. Weiter gehören der neugewählten Pflege Roland Blattner, Bernhard Blattner, Brigitta Kent und Birke Llu an. Diskutiert wurde auch in Möhlin über die Frage, ob die Gemeinde der Unterstützungsplattform für die Konzernverantwortungsinitiative beitreten solle – was mit 17 zu 10 Stimmen bei 11 Enthaltungen abgelehnt wurde. ti

Heiner Studer übergibt an Schulleiter Ueli Frey

Nachfolge Ueli Frey, Schulleiter des Theologisch-Diakonischen Seminars Aarau (TDS), ist zum neuen Präsidenten der Institution gewählt worden. Er tritt in dieser Funktion die Nachfolge von alt Nationalrat Heiner Studer an, der das TDS seit 1998 präsidiert hatte. Wie Studer politisiert auch Frey für die EVP: Der 54-Jährige sitzt im Einwohnerrat von Buchs. ti

«Lange Nacht der Kirchen» auch 2020

Event Zum dritten Mal seit 2016 und 2018 soll im Aargau im kommenden Jahr eine ökumenische «Lange Nacht der Kirchen» stattfinden, zeitgleich mit Österreich und weiteren europäischen Ländern. Das Datum steht bereits fest: 5. Juni 2020. Nachdem bereits 2018 weitere Kantone – Nidwalden und Bern-Jura-Solothurn – sich beteiligt hatten, wird dieses Mal auch der grosse Nachbarkanton Zürich mitmachen. Kirchgemeinden und Pfarreien, die einen Anlass anbieten wollen, sollten sich bis zum 19. September 2019 anmelden. ti

Nur Gebäude zu sanieren genügt nicht

Gemeindeentwicklung In Baden führt ein renovationsbedürftiges Kirchgemeindehaus nun dazu, die gesamte Kirchgemeinde neu zu denken.



Berater Martin Bihr entwickelt die Kirchgemeinde Baden.

Foto: Severin Bigler

Wohin muss sich eine Kirchgemeinde bewegen, wenn die Mitgliederzahlen der Organisation, der sie angehört, fortlaufend schrumpft – und damit auch die Einnahmen aus der Kirchensteuer? Immer mehr Kirchgemeinden müssen sich mit dieser Frage auseinandersetzen.

Eine Strategie ist, mit anderen Kirchgemeinden zusammen zu arbeiten oder gleich ganz zu fusio-

nieren. Letzteres erfolgte Anfang Jahr in Zürich, und zwar in einem bisher nicht dagewesenen Umfang: 32 Stadtzürcher Kirchgemeinden schlossen sich zu einer einzigen zusammen – die nun die grösste in Europa ist. So sollen Synergien genutzt werden. Zum Beispiel findet nicht mehr überall ein Gottesdienst statt, sondern an ausgewählten Orten im Rotationsprinzip. Dabei geht

es nicht nur um die Einsparung von Geld. Die Kirche möchte auch stärkere Akzente setzen und damit verschiedene Zielgruppen ansprechen, etwa mit einem Gottesdienst am Freitagabend statt am Sonntag.

Welche Kirche sind wir?

Nun ist auch die reformierte Kirchgemeinde Baden mit den Teilgemeinden Baden-Ennetbaden, Ehrendingen-Freienwil, Obersiggenthal und Untersiggenthal am Punkt angelangt, wo sie sich fragen muss: Was für eine Kirche wollen wir eigentlich sein? Den Anlass dazu gab die notwendige Sanierung des Kirchgemeindehauses in Baden. Im August 2017 hatte die Kirchenpflege beschlossen, dass man das Areal in einem Mitwirkungsverfahren neu konzipieren soll. Ein Jahr später informierte die Kirchenpflege die Mitglieder der Kirchgemeinde über das Vorhaben: Die Teilkirchgemeinden sollen ihre Schwerpunkte ausloten, eine Zukunftsskizze ihrer Angebotsstrategie und Liegenschaftsnutzung erstellen und unter Mitwirkung verschiedenster Akteure das neue Selbstverständnis der Gesamtkirchgemeinde erarbeiten.

Erst dann würde man darüber diskutieren können, wie das Areal in Baden gleich beim Bahnhof künftig genutzt werden soll. Jetzt, zwei

«Es geht nicht um Zahlen, sondern qualitative Kriterien.»

Martin Bihr
Organisationsberater

Jahre später, stimmten die Teilnehmer an der Kirchgemeindeversammlung für einen nächsten Schritt in diese Richtung. Sie bewilligten den Kreditantrag «Projekt Gemeindeentwicklung» in der Grösse von 140 000 Franken und beauftragten Martin Bihr, das Projekt durchzuführen. Bihr, der unter anderem den Reformprozess «KirchGemeinde-Plus» der reformierten Landeskirche Zürich Gemeinden begleitet, wird zunächst analysieren, wie die Kirchgemeinde von sowohl aktiv Beteiligten als auch passiven Mitgliedern erlebt wird.

In einer zweiten Phase gilt es dann herauszufinden, welchen Bedürfnissen Rechnung getragen werden soll und welchen theologischen Auftrag die Kirchgemeinde künftig wahrnehmen will. Erst in einer drit-

ten Phase werden Ziele definiert und eine erste Planung erstellt, um diese in Phase vier umzusetzen.

am Freitagabend zu füllen, was oft besser gelingt als am Sonntagmorgen. Sie sehen sich in manchen Fällen aber auch zu Abweichungen gezwungen, weil sie sparen müssen und nicht jede Woche zum Gottesdienst einladen können.

Neben diesen sechs Gemeinden gibt es laut David Lentzsch einige mehr, die ohne offizielle Erlaubnis ab und zu Gottesdienste ausfallen

«Es wird zunehmend schwierig, am Sonntag zu konkurrenzieren.»

David Lentzsch
Pfarrer und Gemeindeberater

Vom Dekan zum gefragten Berater

21 Jahre lang wirkte Martin Bihr als Pfarrer in Bärethwil im Zürcher Oberland. Im Bezirk Hinwil übte er auch das Amt des Dekans aus. Dann, 2008, entschloss er sich, seine bisher zeitlich wahrgenommene Tätigkeit als selbstständiger Berater in den Bereichen Supervision, Coaching und Organisationsentwicklung auszubauen und zum Hauptberuf zu machen. 2010 legte Martin Bihr der Pädagogischen Hochschule des Kantons St. Gallen in einer Masterarbeit zum Thema «Gemeindeberatung in der Kirche – Die Entwicklung des partnerschaftlichen Leitungsmodells» vor.

Der nach wie vor mit seiner Firma in Bärethwil ansässige Bihr ist mittlerweile auch im Aargau ein gefragter Mann für Mandate im kirchlichen Umfeld. Nebst dem Badener Projektauftrag betreut er auch die Kirchgemeinde Döttingen-Klingnau-Kleindöttingen als Kurator. Er löste dort Anfang Juli den vom Kirchenrat nach dem Rücktritt der gesamten Kirchenpflege provisorisch als Kurator eingesetzten Pfarrer Henry Sturcke ab. ti

ten Phase werden Ziele definiert und eine erste Planung erstellt, um diese in Phase vier umzusetzen.

Heftig diskutiert

Dem Ja der Kirchgemeindeversammlung ging allerdings eine heftige Diskussion voraus. Dass diese Ziele jetzt noch nicht formuliert werden können, bereitete einigen Teilnehmern der Kirchgemeindeversammlung ziemliche Bauchschmerzen. Die Unterlagen seien zu knapp, wurde mehrfach moniert, die Inhalte zu intransparent und Strukturen nicht erkennbar. Martin Bihr hatte die Vorbehalte erwartet: «In wirtschaftlichen Projekten kann man Kriterien und Zielvorgaben ziemlich genau definieren. In Projekten einer sozialen Organisation ist das aber nicht möglich, denn es geht nicht um Zahlen, sondern um qualitative Kriterien.» Dies erst mal verständlich zu machen sei immer schwierig. Auch müssten die Teilnehmenden erst die Erfahrung machen, dass der Prozess an sich, Ziele zu entwickeln, schon ein Mehrwert für die Gemeinde sei.

Die Versammlung stimmte mit 51 Ja zu, nur 6 waren dagegen. Mit der Erteilung des Projekts an Bihr endete die Projektleitung unter Pfarrerin Christina Huppenbauer und Ana G. Voellmin, die seit Januar Kirchenpflegepräsidentin ist und erstmals eine Kirchgemeindeversammlung leitete. Anouk Holthuizen

lassen. Das ist ungerne gesehen, aber auch ein Zeichen, dass die bisherige Regelung zu eng gefasst ist.

Aber wie soll eine neue Definition des Gottesdienstes aussehen? Darf er auch mal ohne Pfarrperson stattfinden? Vielleicht sogar als Fii-re mit de Chliine am Mittwoch, geleitet von einer Katechetin, die eine Geschichte vom Regenbogenfisch erzählt? Und wenn ja, wie oft dürfen solche Angebote den Gottesdienst am Sonntagmorgen ersetzen? Über solche Fragen möchte die Arbeitsgruppe am 19. Oktober, sprechen. Eingeladen sind Pfarrpersonen, Laienprediger, Mitglieder der Kirchenpflege, Kirchenmusiker, Synodale – und nicht zuletzt auch Gottesdienst-Besuchende. Eva Mell

Öffentliche Anhörung: 19. Oktober,
14–17 Uhr, KGH, Zeughausstr. 9, Lenzburg

Gottesdienst anders feiern – aber wie?

Konzept Der gesetzliche Rahmen für Gottesdienste im Aargau ist zu unflexibel. Jetzt sucht eine Arbeitsgruppe des Kirchenrats nach neuen Wegen.

Am Sonntagmorgen geht es zum Gottesdienst – oder lieber doch nicht? Ist das nicht auch der perfekte Zeitpunkt für einen Brunch oder den Start zur Wanderung in den Bergen? «Es wird zunehmend schwieriger, mit den vielen Möglichkeiten, die ein Sonntag bietet, zu konkurrenzieren», sagt David Lentzsch. Der Pfarrer und Gemeindeberater ist Mitglied der Arbeitsgruppe Gottesdienst des Kirchen-

rats. Sechs Aargauer Kirchgemeinden, so sagt er, haben derzeit den Experimentierartikel angerufen.

Regelung zu eng gefasst

Damit haben sie die Erlaubnis, hin und wieder von der offiziellen Definition des Gottesdienstes abzuweichen, der immer sonntagmorgens und am Feiertag stattfinden soll, immer mit Pfarrperson und Predigt. Sie tun das, um die Kirche auch mal

Von der Gottessuche eines poetischen Realisten

Literatur Gottfried Keller erlebte seine religiöse Erweckung in der Abkehr vom Glauben, als er in Heidelberg dem Religionskritiker Ludwig Feuerbach begegnete. Der Dichter wandte sich konsequent dem Diesseits zu und suchte die Transzendenz in der Ästhetik. Gott liess ihn freilich nie ganz los.



Der Dichter ist in den Zwischenräumen daheim: Gottfried Keller (1819–1890) auf dem Porträt von Karl Stauffer im Kunsthhaus Zürich.

Foto: Keystone

mer wieder auf. Exemplarisch in der in den Zürcher Novellen (1878) veröffentlichten Erzählung Ursula. Hier schliesst sich der aus dem Söldnerdienst zurückkehrende Hansli Gyr Zwinglis Zürcher Reformation an, während seine geliebte Ursula unter Wiedertäufern dem Irrsinn verfällt. Nach dem zweiten Kappler Krieg, in dem Gyr verwundet, aber von den katholischen Ex-Kameraden verschont wird, finden die beiden doch noch zueinander. Die Novelle endet somit in der konfessionellen Aussöhnung, die ätzende Kritik am Wiedertäuferum bleibt.

Der weltfromme Christ
Keller war protestantisch geprägt, liberal gesinnt und zunehmend religionskritisch. Und doch liess ihn Gott nie los. «Gott hält sich mäuschenstill, darum bewegt sich die

«Ruhe zieht das Leben an, Unruhe verscheucht es. Gott hält sich mäuschenstill, darum bewegt sich die Welt um ihn.»

Gottfried Keller
In: «Der grüne Heinrich»

Welt um ihn», schreibt er im «Grünen Heinrich». Dieser «weltfromme Christ» sucht und findet den mäuschenstillen Gott in der Natur. In seinen pantheistischen Gedichten wird Gottfried Keller zum literarischen Landschaftsmaler, lässt seine Augen trinken, «was die Wimper hält von dem goldenen Überfluss der Welt». Vor der agnostischen Erweckung in Heidelberg hatte sich der Protestant mit den vom Katholizismus geprägten Romantikern auseinandergesetzt. «Wenn wir öfter etwas suchen, was wir nicht finden können, so finden wir zuweilen dafür etwas, was wir nicht gesucht haben», schrieb Keller einmal. Vielleicht gilt das auch für seine Gottessuche. Der Jenseitsglaube, die kindlichen Gottesbilder lösten sich im Realismus auf. Doch die Poesie und das Staunen über die Schöpfung blieben. Der poetische Realist ist in den Zwischenräumen daheim. **Felix Reich**

Zu Beginn ist der liebe Gott ein Wetterhahn, der golden in der Sonne glänzt. Und bald schon ein kräftiger Tiger. Bis der sechsjährige Heinrich auf den Gedanken kommt, «dass Gott ein Wesen sein müsse, mit welchem sich allenfalls ein vernünftiges Wort sprechen liesse».

Was der Schriftsteller Gottfried Keller, der am 19. Juli 200 Jahre alt geworden wäre, am Anfang seines Romans «Der grüne Heinrich» als kindliche Fantasie tarnt, verweist auf die Religionskritik des Philosophen Ludwig Feuerbach: Gott sei eine Projektion. Der Mensch erfinde sich seinen Gott, weil er Gott nö-

tig habe. Dem Religionskritiker begegnete Keller Ende 1848 erstmals. «Ich werde tabula rasa machen mit allen meinen bisherigen religiösen Vorstellungen», schrieb er kurz danach in einem Brief aus Heidelberg.

Feldzug gegen Katholiken

Auch die Romanfigur Heinrich setzt sich mit Feuerbachs Thesen auseinander. Ihm will Dortchen Schönfund, in die sich der gescheiterte Landschaftsmaler auf dem Weg zurück in die Heimat verliebt, die Reste einer weltabgewandten Religion austreiben. Und Heinrich spürt, wie seine «anerzogenen Gedanken von

Gott und Unsterblichkeit sich in ihm lösen und beweglich werden».

Beweglichkeit ist das Schlüsselwort. Keller karikiert den auswendig gelernten Katechismus-Glauben genauso wie die zum Dogma erstarrte Religionskritik. So lässt er mit Peter Gilgus einen «Apostel des Atheismus» auftreten, der sich der Umarmung des debattierfreudigen Kaplans nicht entziehen kann und auf gemeinsamen Beizentouren regelmässig den Verstand verliert.

Der am 28. Juli 1819 in der Zürcher Predigerkirche getaufte Gottfried Keller wuchs in einer reformierten Familie auf. Später schloss

er sich den Freischärlern an, die Luzern angriffen, nachdem die Stadt ihre Lehranstalten für die in anderen Ständen bekämpften Jesuiten geöffnet hatte. Die Freischarenzüge von 1844 und 1845 scheiterten zwar, doch erwiesen sich die Auseinandersetzungen als Vorläufer des Sonderbundkrieges im November 1847. Die katholischen Orte kämpften gegen die liberalen Stände, ihre Kapitulation legte den Grundstein zur Verfassung von 1848, welche die Schweiz zum Bundesstaat machte.

Die konfessionellen Auseinandersetzungen in der Eidgenossenschaft tauchen in Kellers Werk im-

Eine Antwort, die Fragen offen lässt

Politik Der Rat des Kirchenbunds hat zur «Ehe für alle» eine Vernehmlassungsantwort eingereicht, die zehn Fragen stellt, aber kaum Antworten gibt.

Soll die Ehe auch für homosexuelle Paare möglich werden? Ja, findet der reformierte Zürcher Kirchenrat in seiner Vernehmlassungsantwort an die Rechtskommission des Nationalrats. Auch die Evangelischen Frauen Schweiz begrüssen die parlamentarische Initiative, die «gesetzlich geregelte Lebensgemeinschaften» für alle Paare öffnen will.

Eine Antwort angekündigt hatte auch der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK). Er wollte jedoch die Abgeordnetenversammlung im Juni abwarten und bat um

Fristverlängerung. Die rechtliche Frage nach der Ehe für alle und die liturgische Frage nach der Trauung für alle verlange «nach einer einmütigen Antwort der Kirchen», heisst es nun im Vernehmlassungstext. Statt eine Antwort zu geben, werden darin zehn theologische Fragen zum Themenkomplex aufgelistet. Der Urteilsfindungsprozess sei «im Gang» und werde «noch einige Zeit in Anspruch nehmen».

Die Abgeordnetenversammlung hatte sich auf einen Satz als Basis für weitere Debatten geeinigt: «Wir

sind von Gott gewollt, so wie wir geschaffen sind. Unsere sexuelle Orientierung können wir uns nicht aussuchen. Wir nehmen sie als Ausdruck geschöpflicher Fülle wahr.»

Allen Gehör schenken

Die Aargauer Kirchenrätin Catherine Berger kritisiert den Vernehmlassungstext als «Nichtantwort, die der Auffassung des Rates widerspricht, in wichtigen Fragen klar Position zu beziehen». Als Fachanwältin für Familienrecht wirkte sie in der reformierte Meinungsvielfalt spiegelnden Arbeitsgruppe des SEK mit, die aufgrund der Motion «Familie, Ehe, Partnerschaft, Sexualität aus evangelisch-reformierter Sicht» einberufen worden war.

In der Diskussion im Juni sei eine grosse Solidarität für die Gleichstellung von allen Formen von Partnerschaften spürbar gewesen, sagt Berger. Das zeige, dass die Reformierten im Grundsatz offen seien

für die Ehe für alle. «Wir sollten uns nicht von einer kleinen Minderheit von lauten Stimmen davon abhalten lassen, eine klare Position zu vertreten.» Die Ehe sei gemäss reformierter Auffassung «ein säkulares Institut, welchem unsere Kirche durch die Trauung den Segen gibt», sagt Berger. «Es wäre für den grössten Teil der Mitglieder nicht

«Wir sollten uns nicht von einer kleinen Minderheit abhalten lassen, eine klare Position zu vertreten.»

Catherine Berger
Kirchenrätin und Fachanwältin

verständlich, wenn wir homosexuellen Paaren im Falle der Einführung der zivilen Ehe für alle die Trauung verweigern würden.»

SEK-Ratsmitglied Sabine Brändlin verteidigt das Zögern: Der Rat habe die deutlichen Tendenzen in den Äusserungen der Abgeordneten gehört. «Aber wir schenken auch Mitgliedern Gehör, die Bedenken äussern.» Einmütig sei ein Entscheid erst, «wenn er auch für Menschen annehmbar wird, die nicht die Mehrheitsmeinung vertreten».

Auch in andern evangelischen Kirchen hätten Synoden und nicht Exekutivgremien den Entscheid zur Ehe für alle getroffen, sagt Brändlin. Der Rat werde den Prozess auf der Grundlage des verabschiedeten Kernsatzes weiterführen und beschleunigen. «Möglichst bald» sollen die Abgeordneten ihren Beschluss fassen können. **Thomas Illi**

Weitere Berichte: reformiert.info/ehefüralle



Für den Aargauer Tobias Brandner weht der Heilige Geist, wo er will, auch in Hongkong.

Fotos: Delf Bucher

Der Missionar im Grossstadtdschungel

Hongkong Gefängnisseelsorger, Hochschullehrer und Aktivist: Der aus Auenstein stammende Pfarrer Tobias Brandner ist seit 22 Jahren als ökumenischer Mitarbeiter von Mission 21 in der Millionenstadt Hongkong unterwegs.

Tobias Brandner steht auf der Dachterrasse des Hochhauses «The One» in Tsim Sha Tsui. Wie Sterne der Milchstrasse funkeln die Fensterfronten vom gegenüberliegenden Ufer von Hongkong nach Kowloon herüber. Brandner streckt seinen Arm aus und deutet auf eines der Hochhäuser. «Der Wolkenkratzer rechts gehört einem meiner Schützlinge», sagt er und lacht. Dem Immobilien-Tycoon ist er im Hochsicherheitstrakt begegnet und begleitet ihn dabei, sein Fernstudium in Theologie zu absolvieren.

Brandner ist gebürtiger Aargauer. Das Fernweh seiner Frau führte ihn vor 22 Jahren nach Hongkong. Seitdem arbeitet er für das Hilfswerk Mission 21 als Gefängnispfarrer. Bekehrungsergebnisse, wie ein Schweizer schwere Jungs in Hongkong in reuige Sünder verwandelt: Das elektrisiert die Presse vor Ort und in der Schweiz. Brandners Botschaft: den Gefangenen ohne Vorurteile gegenüberzutreten. «Auch wir angeblich normalen Menschen haben solche Abgründe in uns.»

Das Gefängnis am Meer

Den Satz sagt Brandner auch an einem Sonntag im April gegenüber den Freiwilligen, die ihn ins Gefängnis begleiten. An der U-Bahnstation Tung Chung auf der Insel

Mission 21

Seit 1849 ist die Basler Mission in Hongkong unterwegs. Sie entsendet nicht nur Tobias Brandner, sondern unterstützt eine ganze Palette von Aktivitäten zusammen mit ihrer Partnerkirche. Sie engagiert sich mit rechtlichem Beistand und einem Schutzraum für die oft schlecht bezahlten Hausangestellten aus Indonesien und den Philippinen, betreibt eine Beratungsstelle für Flüchtlinge und engagiert sich für die Arbeitsrechte der Wanderarbeiter in der chinesischen Sonderwirtschaftszone.

Lantau besteigt das zehnköpfige Besucherteam den Bus. Vorbei geht es an den Betonwaben der Wohnsilo für die Millionen von weniger wohlhabenden Hongkong-Chinesen, die für die Miete dennoch das halbe Monatslohn zahlen. Plötzlich wechselt das Betongrau zu Grün. Und mitten im Dickicht öffnet sich der Blick aufs Meer. Aber nicht für ein Freizeitresort wurde hier eine Lichtung geschlagen, sondern für den stacheldrahtumsäumten Hochsicherheitstrakt Shek Pik.

Lediglich Schmetterlinge schweben durch den Maschendraht. Wenige Meter entfernt rauscht das Meer, das die Häftlinge, verurteilt als Mörder oder Drogendealer, für 20, 30 Jahre nicht mehr sehen werden. Harte Strafen. Denn anders als in Prozessen in vielen westlichen Ländern spielen die Motive und Umstände, die zur Tat führten, bei der Urteilsfindung keine Rolle.

Zweigeteilte Welt

Bevor die Besucher zu den Gefangenen gelangen, fallen sieben schwere Gittertüren ins Schloss, heult siebenmal ein Warnsignal auf und rotiert siebenmal das Blaulicht. In der zweigeteilten Welt aus grün uniformierten Wärtern und braun gekleideten Insassen hat das Labyrinth aus Sicherheitsschleusen noch nie ein Gefangener überwunden.

Im letzten Korridor angelangt, fällt der Blick auf den vergitterten Aufenthaltsraum. Manche Häftlinge haben sich ihrer braunen Oberteile entledigt. Tattoos auf ihren Rücken bringen Farbe in den tristen Raum. Lethargisch sitzen die einen vorm Fernseher, andere starren ins Leere. Die Ankunft von Brandner bringt Bewegung in die Gruppe. Einige Häftlinge strecken ihre Hände durch die Gitterstäbe.

Wenige Minuten später trotten die Gefangenen mit Plastiklatschen an den Füßen in den Raum gegenüber zur Andacht. Lebhaft singen sie jetzt mit, stimmen als Hindus und Buddhisten genauso wie die christ-

lich Bekehrten einen christlichen Hymnus an. Beim Gebet herrscht konzentrierte Stille.

Dann bilden sich Gesprächsgrüppchen, begleitet von Brandners freiwilligen Helfern. Ein indischer Familienvater erzählt eindringlich seine Geschichte, als würde er wieder vor dem Richter stehen. Wie ihm ein Bekannter am Zoll ein Päckchen Heroin zugesteckt habe, er pocht auf seine Unschuld.

Spiegelbild von Hongkong

Die chinesische Freiwillige will sich nicht allzu lange mit der persönlichen Geschichte des Gefangenen aufhalten, der sich sein hinduistisches Glaubensbekenntnis mit einer Ganesha-Gottheit in die Haut stechen liess. Unvermittelt fordert sie den Inder auf: «Versuche zu Jesus Christus zu beten.» Er aber beharrt darauf, dass Gott für alle Menschen, ob Hindus oder Buddhisten, ob Muslime oder Christen da sei.

Die Gefangenen sind fast schon ein Spiegelbild der Gesellschaft von Hongkong, einer Stadt beinahe so ordentlich wie ein Schweizer Dorf, in dem man Vandalismus oder Littering nur aus der Zeitung kennt. Sie wirken gefasst und friedlich. Später auf der Rückfahrt sagt Tobias Brandner, in all den Jahren habe er als Seelsorger im Gefängnis kaum eine Schlägerei oder einen Gewaltausbruch beobachtet. Brandner selbst geht es darum, den Insassen einen Freiraum zu eröffnen. Für einen Moment sollen sie aus dem strengen Korsett ihres Gefängnisses ausbrechen können.

Keine religiöse Ausgrenzung

Dass sich immer wieder Gefangene von ihm taufen lassen, freut den Theologen. «Es ist aber nicht mein Ziel.» Im Gefängnis mit den langen Strafen von mehr als 20 Jahren helfe der Glaube gegen die innere Leere und Perspektivlosigkeit. Dass die Helferinnen und Helfer den Gefangenen mit ungewöhnlich missionarischem Eifer begegnen, verurteilt

Brandner nicht. «Es gibt verschiedene Sprachen, um über Gott und Jesus Christus zu sprechen.» Westliche Abgrenzung von Konfessionen und Frömmigkeitsstilen hat Brandner in seinen zwei Jahrzehnten als ökumenischer Mitarbeiter von Mission 21 hinter sich gelassen. Er, der sich selbst als «progressiv-spirituell» definiert, akzeptiert konservative Evangelikale genauso wie Pfingstlerinnen.

Neben der Arbeit im Gefängnis unterrichtet Tobias Brandner als Hochschulprofessor für Theologie an der Chinese University. Sie liegt am Rande der Stadt im Grünen. Dass auf dem Universitätsgelände die in China umstrittene Statue, die «Göttin der Demokratie», nach langer Odyssee ihren Platz gefunden hat, ist wie eine politische Visitenkarte für die Hochschule. Die Statue ist eine Replika der fackeltragenden Göttin, die 1989 auf dem Platz des Himmlischen Friedens in Beijing thronte. Bei dem Massaker, das sich nun zum 30. Mal jährte, zermalmt den Panzer nicht nur die Statue, sie rollten auch auf friedlich protestierende Menschen zu.

Der geplatzte Traum

Vor der symbolträchtigen Statue wartet Derek Lam, ein Student von Tobias Brandner. Die Lebensgeschichte des 25-Jährigen ist verbunden mit der Geschichte Hongkongs. Geboren ist er, als seine Heimatstadt noch britisch war. 1997 ging die Kronkolonie an die Volksrepublik China. Bis zum Jahr 2047 sollte Hongkong eine weitreichende Autonomie zugestanden werden. Das Motto lautete: «Ein Land, zwei Systeme». Bald aber machte China in Politik, Justiz und Bildung brachial seinen Einfluss geltend.

Die regimetreue Regierung des Stadtstaats verordnete 2012 das Fach «patriotische und nationale Erziehung». Derek Lam protestierte gegen die «politische Gehirnwä-

kratiebewegung standen. Auch Joshua Wong gehörte dazu. Er wurde zur studentischen Symbolfigur und sagte einmal in einem Interview: «Ich bin Christ und ich denke, wir sollten das Salz der Erde und das Licht der Welt sein.»

Gelassenheit ist gefragt

Am Donnerstagabend sitzt Derek Lam beim Abendgottesdienst in der Universitätskapelle. Professoren der theologischen Fakultät und Studierende singen das Gelassenheitsgebet: «Gott, gib mir die Gnade, mit Gelassenheit Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, den Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann, und die Weisheit, das eine vom andern zu unterscheiden.» Fehlte 2014 die Einsicht, die Dinge zu erkennen, die nicht zu ändern waren? War es nicht von vornherein klar, dass die autoritäre Zentralregierung der aufmüpfigen Ex-Kolonie kein allgemeines Wahlrecht zugestehen würde?

Lam wertet die Bemühungen der Bewegung trotz der kritischen Fragen positiv: «Wir sind damals aus dem Käfig fauler Kompromisse ausgebrochen.» In diesen 75 Tagen habe sich eine demokratische Identität der Bürgerinnen und Bürger in Hongkong herausgebildet. Machtvoll demonstrierten sie beispielsweise in diesem Jahr am 6. Juni, dem Jahrestag des Tiananmen-Massakers, gegen das autoritäre Ein-Parteien-Regime in China und seine massiven Interventionen in die Politik Hongkongs.

Christen für die Demokratie

Auf der Dachterrasse von «The One» mit Blick auf die betonierte Vertikale der Hongkonger Skyline geht die Frage an Tobias Brandner: Waren die Studenten und Schülerinnen 2014 naiv? «Realpolitisch betrachtet schon», sagt er. Trotzdem hat er sie unterstützt. «Der Heilige Geist weht, wo er will», sagt Brand-

«In Hongkong habe ich gelernt: Es gibt verschiedene Sprachen, um über Gott und Jesus Christus zu sprechen.»



Tobias Brandner Pfarrer, Professor und Gefängnisseelsorger

sche». 2014 sprang der Funke der Schülerbewegung auf die Demokratiebewegung über, die sich gegen ein von China aufgezwungenes Wahlprozedere wehrte. Nach 75 Tagen war die kreative Demokratieparty vorbei und die Polizei schaffte die letzten Demonstranten weg.

Für Lam war damit der Traum vom Journalistenberuf geplatzt. Auf dem Papier wurde mit der Formel «Ein Land, zwei Systeme» die Meinungsfreiheit für die nächsten 50 Jahre festgeschrieben. Doch Investoren, welche der kommunistischen Partei Chinas nahestanden, beteiligten sich an den Medien, die nun lammfromm zur Stimmgabel der Stadtregierung geworden sind. Lam sattelte um auf Theologie.

Der Studienwechsel überrascht nicht. Tobias Brandner betont immer wieder, wie viele engagierte Christen an der Spitze der Demo-

ner und erinnert daran, wie unvorhersehbar der Boom des Christentums für die Schweizer Missionare war, als sie 1949 von Mao aus China vertrieben wurden. Überraschende Wendungen seien auch in der Zukunft nicht ausgeschlossen.

Mittlerweile seit 22 Jahren lebt Tobias Brandner mit seiner Familie hier in Hongkong. Die Millionenmetropole ist zum Zuhause seiner drei Kinder geworden, von denen aber zwei jetzt in Zürich und in Konstanz studieren. Das Ehepaar Brandner wohnt privilegiert auf dem Campus der Universität, umgeben von viel Grün, und will voraussichtlich bis zur Pensionierung bleiben. Aber im Alter geht es dann wieder zurück in die Schweiz: «Schon aus finanziellen Gründen», sagt Tobias Brandner. «Sogar in Zürich sind die Mieten günstiger als hier in Hongkong.» Delf Bucher

DOSSIER: Integrationsvisionen

Zugang zur Arbeit erleichtern

Obwohl die Zahl der gestellten Asylgesuche rückläufig ist, bewegen die Themen Asyl, Flucht und Migration viele Schweizerinnen und Schweizer weiterhin. Hinter den Krankenkassenprämien und der Altersvorsorge liegt das Migrationsthema auf dem dritten Platz des Sorgenbarometers. Auch auf dem politischen Parkett sind die Migration und die Integration Dauerbrenner. 2018 hatte der Bund verschiedene Initiativen angekündigt.

Bis 2021 werden zwei Pilotprojekte lanciert: Eine einjährige praxisorientierte Integrationsvorlehre, die jährlich 800 bis 1000 Flüchtlingen und vorläufig aufgenommenen Asylsuchenden offensteht. Sie können ein Brückenjahr in einem Berufsfeld und Praktika besuchen. Voraussetzung sind die entsprechenden schulischen und sprachlichen Kompetenzen. Hinzu kommt die «frühzeitige Sprachförderung». 800 Asylsuchende, die mit hoher Wahrscheinlichkeit in der Schweiz bleiben können, sollen möglichst bald Intensivsprachkurse besuchen.

Wichtig ist auch, dass die Kantone unterstützt werden, um eigene Integrationsprojekte zu lancieren. Die bisherige Integrationspauschale wird deshalb von 6000 auf 18 000 Franken erhöht, sofern die Kantone überzeugende Projekte vorlegen.

Der Bund in der Offensive

Bisher sind von den vorläufig aufgenommenen Asylsuchenden mit einem siebenjährigen Aufenthalt 87 Prozent von der Sozialhilfe abhängig. Integrationsbemühungen sollen die Quote und damit auch die Kosten senken. Der Bund hofft, dass sich die zusätzlich zur Verfügung gestellten Mittel nach zwölf Jahren amortisiert haben werden.

Hintergrund der Integrationsoffensive ist die Arbeitsmarktstatistik, die sogar bei den anerkannten Flüchtlingen eine hohe Erwerbslosenquote ausweist: Nach zehn Jahren haben lediglich 48 Prozent der erwerbsfähigen Flüchtlinge eine Stelle, bei den vorläufig aufgenommenen Asylsuchenden sind es nur 25 Prozent. Das liegt nach den Experten des Bundes weit unter dem Potenzial der Personen, die für eine Integration in den Arbeitsmarkt geeignet wären. Rund 70 Prozent der anerkannten und vorläufig aufgenommenen Flüchtlinge im Alter von 18 bis 65 Jahren wären nach Annahme des Bundes dazu fähig.

Als Grund, weshalb Asylsuchende so schwer Zugang finden zum Schweizer Arbeitsmarkt, wird oft das lange Asylverfahren genannt. 400 Tage wartet ein Flüchtling im Durchschnitt auf den Entscheid. Seit März ist in der Schweiz jetzt das neue, beschleunigte Asylverfahren in Kraft. Der neu aufgegleiste Prozess sieht vor, dass die meisten Verfahren in 140 Tagen in den Bundesasylzentren abgeschlossen werden.
Delf Bucher, Nicola Mohler

So kann Integration gelingen

Wie es mit dem Ankommen geklappt hat, erzählen drei Menschen, deren Nachnamen ihre fremde Herkunft verraten. Und eine Schweizer Personalchefin diskutiert mit, wie Migrantinnen und Migranten am besten Zugang zum Arbeitsmarkt finden. Ein Stammtischgespräch der speziellen Art.

Fotos: Marco Frauchiger

Die Schweizer Fahne hängt unter dem wuchtig ausladenden Walmdach des Restaurants Hirschen in Langnau. In der traditionellen Wirtsstube mit der holzgetäfelten Decke wird an diesem Sonntag diskutiert, was die Gespräche an Schweizer Stammtischen seit Jahrzehnten bewegt: Integration.

Darüber sprechen drei Frauen und ein Mann. Claudia Komminoth und Laavanja Sinnadurai sind in der Schweiz geboren. Komminoth arbeitet als Leiterin Personal und Finanzen bei PB Swiss Tool im Emental, Sinnadurai steht kurz vor der Anwaltsprüfung. Baschar Bakdounes flüchtete vor sechs Jahren aus Syrien. Emina Kovačević kam 1989 aus dem ehemaligen Jugoslawien in die Schweiz. Sie folgte ihrem Mann, der hier eine Stelle fand.

Starten wir gleich mit der aller entscheidenden Frage: Wie kann Integration gelingen?

Laavanja Sinnadurai: Oft hängt Integration sicher auch vom Zufall ab, im richtigen Moment bei den richtigen Leuten zu landen.

Welche Rolle spielte der Zufall in Ihrer Biografie?

Sinnadurai: Ich habe das Glück, die Tochter von Eltern zu sein, die eine gute Integrationsarbeit geleistet haben, auf der ich mein Leben aufbauen kann. Dafür bin ich unendlich dankbar. Ich habe zwei Schlüsselpersonen in meinem Leben: Maria Abbühl und Anna Ochsner aus Niederscherli. Sie sind wie Götter für mich. Sie gaben mir Nachhilfe, weil meine Eltern mir bei den Hausaufgaben nicht immer helfen konnten. Fast jedes Jahr schreibe ich ihnen eine Weihnachtskarte, und Anna Ochsner hat jährlich einen Frühlingssputz von mir zugute.

Emina Kovačević: Auch ich begegnete Menschen, die mir Türen öffneten, mir eine Chance gaben. Etwa bei meiner ersten Stelle bei Caritas. Mein Deutsch war holprig. Trotzdem wurde ich angestellt, um bosnische Flüchtlinge zu unterstützen.

Baschar Bakdounes: Mir hatte ein Kollege erzählt, dass bei einem Garagisten Autos zu reparieren seien. Ich

ging dort vorbei und fragte, ob ich etwas helfen könnte. Am nächsten Tag konnte ich eine Stelle antreten. Mein Arbeitgeber tat viel für mich, damit dies möglich war: Er machte Behördengänge und füllte die vielen Formulare aus, bis ich schließlich die Arbeitsbewilligung erhielt.

Damals hatte ich noch einen N-Ausweis, denn mein Asylverfahren war noch nicht abgeschlossen.

Claudia Komminoth: Genau solche Geschichten zeigen, dass wir ein Miteinander brauchen. Nur so ergeben sich Chancen. Und diese Chancen gilt es zu nutzen. Von unseren Mitarbeitenden höre ich immer wieder Ähnliches: Zwei oder drei Personen sind massgeblich an der Integration beteiligt und nehmen eine Schlüsselfunktion ein.

Kovačević: Mich erstaunt dabei immer wieder, dass jene Personen, die einen derart grossen Einfluss auf mein Leben hatten, sich dessen gar nicht bewusst sind.

Frau Sinnadurai, Sie sind in der Schweiz geboren. Ist Integration überhaupt ein Thema für Sie?

Sinnadurai: Seit meinem ersten Atemzug integriere ich mich und wurde nicht gefragt, ob ich das will. Ich trage mehrere Etiketten: Ich bin Tamilin und Schweizerin, ich bin Flüchtlingskind und Seconda. Integration gehört zu mir. Aber eigentlich möchte ich nicht ständig als Frau mit Migrationshintergrund wahrgenommen werden, sondern als Mensch, der eine Meinung hat, der fordert und gefördert wird.

Kovačević: Das geht mir auch so. Ich wünschte mir, dass man von mir als Emina Kovačević spricht und nicht ständig meinen Migrationshintergrund in den Vordergrund stellt. Solche Begriffe markieren nur: Ich bin von hier und du nicht.

Sinnadurai: Wir sollten das Etikett Mensch mit Migrationshintergrund positiv bewerten und sagen, das ist eine Person mit vielen erkennbaren und noch nicht entdeckten Potenzialen und Ressourcen.

Frau Komminoth, welche Kompetenz ermöglicht Chancen für zugewanderte Menschen?

Komminoth: Aus unserer Unternehmenssicht ist die Sprache das A und O. Wir können nur Arbeit anbieten, wenn wir uns verständigen können. Schriftliche Sprachkenntnisse sind weniger nötig. Aber die Person muss ihre Aufgabe verstehen, damit sie die Arbeit ausführen kann.

Sinnadurai: Dessen war sich mein Vater bereits 1983 im Asylheim bewusst. Alle fragten meinem Vater: «Wieso lernst du Deutsch? Wir gehen doch wieder zurück.» Er ahnte bereits da, dass er bleiben wird.

Bakdounes: Dank meiner Arbeit habe ich mein Berndeutsch ständig verbessert. Das Hochdeutsch, das ich bereits in Damaskus lernte, ging hingegen langsam vergessen. Ich mache jeweils eine interessante Erfahrung, wenn ich beim Migrati-onsamt in Bern anrufe: Erst unterhält sich der Beamte mit mir auf Dialekt. Aber nachdem ich mein Anliegen kundgetan habe, meine B-Bewilligung zu verlängern, wechselt er plötzlich ins Hochdeutsche. Als ob ich keinen Dialekt mehr verstehen würde.

Kovačević: Ich bin ein Mensch, der leicht und vor allem gerne Kontakte knüpft. Deshalb hatte ich zu Beginn in der Schweiz einen riesigen Schock. Ohne Deutsch konnte ich nicht auf die Menschen zugehen. Deshalb wollte ich so schnell wie möglich Deutsch lernen. Da wir kein Geld für einen Kurs hatten, begann ich mit dem Selbststudium. Immer wenn meine Söhne schliefen, habe ich Vokabeln gelernt. Bei meiner Arbeit mit Migrantinnen und Migranten fällt mir auf, wie wenig die Sprachdiplomate über die tatsächliche Sprachkompetenz aussagen. Vielen fehlt die Chance, Kontakte zu knüpfen und die Sprache mit anderen Menschen zu üben.

Komminoth: Deshalb sprechen wir in unserem Betrieb Deutsch miteinander. Bei uns lernen die Angestellten die Sprache am Arbeitsplatz. Zusätzlich bieten wir allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern einmal in der Woche einen Deutschkurs an. Wir bezahlen die Kosten, doch die Mitarbeitenden müssen ausstempeln und damit in ihrer Freizeit die Sprache lernen. Von Menschen mit

wenig Deutschkenntnissen erwarten wir, dass sie individuell zusätzliche Deutschkurse besuchen, etwa am Samstag. Wir arbeiten mit Caritas zusammen. Das Sprachkursangebot gilt auch für unsere Schweizer Mitarbeitenden. Zudem bieten wir allen Englischkurse an.

Ist Sprache also der Schlüssel zur Integration?

Sinnadurai: Mit Bildung und Sprache wollten meine Eltern uns Kindern die Chance ermöglichen, uns in der Schweizer Gesellschaft zu integrieren. Auch dafür bin ich ihnen extrem dankbar. Das Ganze war aber auch mit viel Druck verbunden. Meine Eltern sagten immer: Wir arbeiten in der Pflege, putzen nebenbei und verteilen Zeitungen, damit ihr Kinder in die Nachhilfe könnt. Neben fünf Tagen Schule kam am Mittwochnachmittag noch der Tamilisch-Unterricht dazu. Samstagnachmittag dann Tanzunterricht, damit wir auch unsere tamilische Kultur kennenlernen. Wir sollten uns integrieren, aber auch nicht zu sehr, damit wir nicht die Heimatkultur unserer Eltern vergessen.

Komminoth: Es ist für uns selbstverständlich, Mitarbeitende verschiedener Herkunft zum Betrieb zu zählen. PB Swiss Tools bot bereits vor 20 Jahren, als die ersten Flüchtlinge aus Sri Lanka in die Schweiz kamen, zwölf Tamilen eine Stelle an. Das war eine Initiative unserer CEO Eva Jaisli. Mittlerweile arbeiten teilweise bereits deren Kinder, also die zweite Generation, im Betrieb. Eine junge Frau, die bei mir im Team arbeitet, sagte mir kürzlich: «So wie du unverheiratet mit deinem Freund zusammen wohnst, so etwas würde bei mir nie gehen.»

Sinnadurai: Dieses Hin und Her zwischen zwei Welten kenne ich auch. Ich hatte als Jugendliche nicht die gleichen Freiheiten wie meine beste Freundin Sabrina. Stichworte dazu sind: Ausgang, Freunde und Alkohol. Deshalb habe ich mich in meiner Maturarbeit mit der tamilischen Diaspora beschäftigt, um Antworten auf die Fragen zu bekommen: Woher komme ich? Was ist meine Identität? Noch heute erlebe ich die

Spannung. Der Spagat zwischen dem eigenen Leben einerseits und den Wünschen und der Rücksichtnahme auf die Herkunft der Eltern andererseits ist für viele Secondos schwierig. Integration hat für meine Eltern eine andere Bedeutung als für mich heute.

Wie gehen Ihre Kinder damit um, Frau Kovačević?

Kovačević: Mein Mann und ich wollen unsere Söhne in nichts hinein-zwingen. Wir liessen beiden viel Freiheit. Sie könnten sich schon in Bosnien und Kroatien anpassen. Aber ihre Heimat ist die Schweiz.

Haben Sie bewusst für Ihre Söhne integrationserleichternde Vornamen ausgewählt?

Kovačević: Der erste Sohn wurde noch vor unserer Auswanderung geboren. Dass er Emil heisst und damit einen Namen hat, der in der Schweiz geläufig ist, ist Zufall. Denn Emil ist auch in unserem Sprachraum ein häufiger Name. Bei unserem zweiten Sohn haben wir bewusst Erwin gewählt, damit er sich vom Namen her nicht diskriminiert fühlt. Meine Kinder melden sich oft am Telefon mit Erwin oder Emil und nicht als Kovačević. Mit der kleinen Endung «i» landest du sofort in einer Schublade.

Sinnadurai: Ihr habt das mit dem Namen, bei mir ist es die Hautfarbe. Kaum öffne ich den Mund, heisst es: «Sie sprechen aber gut deutsch.» Um die Stimmung aufzulockern, kontere ich gerne: «Sie aber auch.» Kovačević: Diese Schubladiisierung ist einfach nicht gut. Als Zuwanderin aus Ex-Jugoslawien bin ich traumatisiert von all den negativen Schlagzeilen über uns. Wie oft musste ich erklären: «Manche mit ić machen Probleme. Aber es gibt noch mehr ić-ens, die keine Probleme machen und nicht auffallen.» Als ich im September 2001 die Nachricht von dem Attentat in Zug hörte, hoffte ich inständig: Hoffentlich war es kein «i».

Negativschlagzeilen von Rasern aus Ex-Jugoslawien oder tamilischen Dealern dominierten einst



«Hätte ich damals keine Arbeit gefunden, wäre ich während dem Asylverfahren verzweifelt.»

«Als Unternehmen können wir nur eine Stelle anbieten, wenn wir uns verständigen können.»

«Oft hängt Integration vom Zufall ab, im richtigen Moment bei den richtigen Leuten zu landen.»

«Ich hatte einen riesigen Schock. Ohne Deutsch konnte ich nicht auf die Menschen zugehen.»

Baschar Bakdounes
Automechaniker

Claudia Komminoth
Leiterin Personal PB Swiss Tool

Laavanja Sinnadurai
Juristin, Mediatorin, Übersetzerin

Emina Kovačević
Dozentin für Interkulturelle Pädagogik



Dieser Stammtisch im Restaurant Hirschen in Langnau im Emmental ist sich einig: Nicht der Migrationshintergrund soll im Vordergrund stehen.

die Berichterstattung. Heute stehen die Eritreer am Pranger: Sie lebten von Sozialhilfe, statt zu arbeiten.

Komminoth: Als wir vor drei Jahren einem Menschen aus Eritrea ein Integrationspraktikum anboten, war bei einigen Mitarbeitenden Zurückhaltung zu spüren. Während dem Standortgespräch ein halbes Jahr später waren sich alle einig, dass wir das Praktikum verlängern. Inzwischen ist der Mitarbeiter mit einer Festanstellung für uns tätig. Integration heisst für mich: Machen, statt darüber sprechen.

Heute schliessen immer mehr Kantone mit den Flüchtlingen Integrationsvereinbarungen ab. Was halten Sie davon?

Komminoth: Voraussetzung sind Angebote, die zur Erfüllung der Vereinbarung beitragen. Es muss ein Miteinander sein. Wir können das Thema weder an die Menschen, die zu uns geflüchtet sind, noch an die Wirtschaft oder die staatlichen Behörden allein delegieren. Es sind auch die Kolleginnen und Kollegen gefordert, eine Willkommenskultur zu leben und Mitarbeitenden anderer Herkunft zu helfen. Aber es liegt ebenso an den Behörden, dass ihre Integrationscoaches sorgfältige Abklärungen machen.

Und da hapert es manchmal?

Komminoth: Wir gehörten zu den ersten Firmen, die letzten Herbst eine Vorlehre Integration in der Logistik angeboten haben und die Stelle schliesslich besetzen konnten. Bei der Rekrutierung schickten uns Integrationscoaches einige Kandidaten zum Schnuppern. Da merkten wir: Diese jungen Menschen wollen diesen Beruf gar nicht lernen. Dies sind keine guten Voraussetzungen, dass die Lehre am Ende mit Erfolg abgeschlossen werden kann.

Aber ist es nicht legitim, jemanden zur Arbeit zu verpflichten, auch wenn sie ihm nicht gefällt?

Komminoth: Wenn jemandem die Hauptaufgaben nicht zusagen, wird dies kaum erfolgversprechend sein. Das ist, wie wenn wir einem Neuntklässler sagen würden, jetzt musst du diesen oder jenen Beruf ausüben, weil du noch keine Lehrstelle hast. Das Grundinteresse ist immer die zentrale Voraussetzung für die Arbeitsmotivation. Das war bei dem

Mitarbeiter aus Eritrea der Fall, der in seiner Heimat als Polymechaniker gearbeitet hatte und gerne Maschinen bedient. Natürlich sind jetzt die Anforderungen in der Schweiz anders, er musste dazulernen. Aber er mochte die Arbeit an der Maschine. Eine Hilfe war auch hier das Miteinander: Der Coach von Caritas kam bei unserem eritreischen Mitarbeiter regelmässig vorbei, hat ihn motiviert, noch besser Deutsch zu lernen. Zusammen haben wir es geschafft, dass er jetzt eine Festanstellung bei uns hat.

Kovačević: Wieso gibt es nicht mehr Unternehmen wie PB Swiss Tools? Ich habe so etwas noch nie gehört. Fantastisch. Es wäre toll, würden mehr Betriebe sich sagen: Wir tragen Verantwortung für die Gesellschaft. Ich würde alle Unternehmen gerne dazu verpflichten, dass auch sie Gesamtverantwortung für die Gesellschaft übernehmen.

Bakdounes: Hätte ich meinen eigenen Betrieb, würde ich dies auch so wie PB Swiss Tool machen.

Aber nicht jede Firma kann sich einen solchen Aufwand leisten.

Komminoth: Ein kleines Unternehmen, sagen wir mit 20 Mitarbeitenden, kann kaum einen Deutschkurs finanzieren. Das verstehe ich. Aber sie könnten beispielsweise Praktikumsstellen anbieten.

Kovačević: Genau so ist es. Die Menschen brauchen neben den theoretischen Schulungen für die Sprache und für Bewerbungen auch Praxis. In allen Bewerbungskursen sollte mindestens ein einwöchiges Praktikum verankert sein. Aber Tatsache ist, dass nur wenige ein Praktikum finden. Auch für uns, die gut vernetzt sind, ist es schwierig.

Bakdounes: Möglichst rasch zu arbeiten, war auch für mich wichtig. Denn Integration beginnt mit dem Arbeiten. Hätte ich während meines Asylverfahrens nicht so schnell eine Stelle gefunden, dann wäre ich wahrscheinlich verzweifelt.

Komminoth: Das ist das Problem. Der Prozess dauert zu lange. Viele Asylbewerber warten zweieinhalb Jahre ohne Anspruch auf Deutschunterricht, ohne Beschäftigung. Das macht die Menschen kaputt.

Haben Sie konkrete Vorschläge, wie die zermürbende Wartezeit verkürzt werden könnte?



«Genau so ist es»: Die Stammtischrunde nach dem Gespräch.

Kovačević: Gleich nach der Ankunft muss der Sprachunterricht beginnen. Ich kenne viele Leute, die sprechen fünf Sprachen fließend, aber ihr Deutsch ist zu schlecht, um eine Arbeit zu finden. Zudem muss viel besser abgeklärt werden, welche Potenziale die neu angekommenen Menschen mitbringen.

Komminoth: Wir schneiden uns ins eigene Fleisch, wenn wir diese Ressourcen nicht nutzen. Sie sind die Chance, um gegen den Fachkräftemangel anzugehen und das Wirtschaftswachstum in Gang zu halten. Bakdounes: Was für mich eine grosse Schwierigkeit darstellte, war der ganze Asylprozess. Das Verfahren und die Bestimmungen in den Kantonen sind kompliziert. Den Brief,

der mich endlich über meinen Asylentscheid informierte, hatte nicht einmal meine Schweizer Bekanntschaft wirklich verstanden.

Sinnadurai: Diese Situationen kenne ich gut. Ich übersetze oft für tamilische Asylbewerber. Die Behördensprache ist nicht einfach zu verstehen. Zugleich muss ich als Juristin aber auch sagen: Die Behörden müssen in einem rechtsstaatlichen Verfahren sehr differenziert sein. Es sind die Gesetze, die unsere Gesellschaft formen, die alle zum gegenseitigen Respekt, zur Anerkennung der Menschenwürde verpflichten. Deshalb finde ich, alle sind schon halbwegs integriert, wenn sie sich an diese Grundregeln halten.

Interview: Delf Bucher, Nicola Mohler

Baschar Bakdounes, 29

Der Syrer lebt seit 2012 in der Schweiz. Der Automechaniker kam vor dem Ausbruch der syrischen Revolution regelmässig mit seinem Vater hierher. Heute lebt er mit einer B-Bewilligung im Kanton Bern, ist mit einer Schweizerin verheiratet und arbeitet als Automechaniker im Emmental.

Claudia Komminoth, 35

Die Bernerin hat eine kaufmännische Ausbildung absolviert und arbeitet nach Stellen in einer Berner Notariats- und Anwaltskanzlei und bei der Swisscom seit 2013 bei PB Swiss Tools. Privat gründete sie 2012 eine Stiftung in Kambodscha, die Kindern eine Schulausbildung ermöglicht.

Laavanja Sinnadurai, 29

Die Juristin wuchs in einer fünfköpfigen tamilischen Familie im bernischen Niederscherli auf. Ihre Eltern flüchteten vor 30 Jahren aus Sri Lanka. Neben ihrem Studium absolvierte sie eine Ausbildung zur interkulturellen und interreligiösen Mediatorin und zur Familienmediatorin. Sie übersetzt für Caritas und im Strafvollzug.

Emina Kovačević, 61

Die kroatisch-schweizerisch Doppelbürgerin kam 1989 in die Schweiz. Die Mutter von zwei Söhnen studierte in Kroatien Soziologie. Heute leitet sie die Integrationsprojekte und Kurse beim SAH Zentralschweiz in Luzern und arbeitet als Dozentin für interkulturelle Pädagogik an der PH Luzern.

Kommentar

Die Mühseligen und Beladenen unterstützen

Bildung Mit dem dualen Bildungssystem hat die Schweiz einen Integrationsvorteil gegenüber Ländern, die eher auf schulische Leistungen setzen.

Ich bin in einer Blocksiedlung aufgewachsen, wo Ende der 1960er-Jahre auch Gastarbeiterfamilien aus Südeuropa lebten. Die «Tschingen»-Kinder gingen mit mir zur Schule, und ich mochte die Fragen nicht, die rundherum gestellt wurden: Wie können sie nur ihre Wäsche auf dem Balkon aufhängen, am Wochenende bis in die Nacht feiern, und was wuchert da in ihren Gärten? Bald öffnete die erste Pizzeria am Ort ihre Türen, und alle gingen hin. Inzwischen ist die italienische Lebensweise nicht mehr wegzudenken aus dem Schweizer Alltag. Mit dieser Erfolgsgeschichte von gegenseitiger Bereicherung will ich aktuelle Integrationsprobleme

nicht kleinreden. Aber ich möchte für mehr Optimismus werben, dass Integration mit langem Atem auch unter schwierigeren Voraussetzungen als damals gelingt.

Praxis statt Theorie

Zu Zeiten der Schwarzenbach-Initiative war die Schweiz ein konjunkturelles Schlaraffenland. Inzwischen sind zum Beispiel die Sozialhilfekosten gestiegen. Auch wegen der Asylsuchenden, die heute meist aus aussereuropäischen Kulturkreisen stammen und unsere Gesellschaft vor neue Herausforderungen stellen. Die Meinungen, wann jemand als integriert gilt, gehen auseinander, immer wieder wird darüber aus

Menschen, die mit der Arbeitswelt nicht mithalten können, brauchen Unterstützung. Das ist noch weitgehend unbestritten. Doch die Hilfe muss für alle gelten, die hier leben.

entgegengesetzten Erwartungshaltungen heftig diskutiert. Sinnvoller als theoretische Debatten sind praktische Integrationsoffensiven wie die Vorlehre, die seit letztem Jahr in mehreren Kantonen jungen anerkannten und vorläufig aufgenommenen Flüchtlingen offensteht. Wenn nur einige der Teilnehmer und Teilnehmerinnen danach eine reguläre Lehrstelle finden, ist das ein Riesenerfolg.

Hilfreiche Menschen

Hier hat die Schweiz mit ihrem Fokus auf das duale Bildungssystem einen grossen Integrationsvorteil gegenüber Ländern, die eher auf schulische Leistungen setzen. Man muss nicht fließend deutsch sprechen und schreiben können, um mit handwerklichen oder pflegerischen Talenten zu überzeugen. Natürlich gilt es, schulische Anforderungen der Berufslehre auch zu meistern. Doch nach der Zusage dürfte die Motivation gross sein, und meistens stehen Schlüsselpersonen bereit. Solche Schlüsselpersonen werden im Gespräch in diesem Dossier mehrmals genannt. Sie geben Nach-

hilfe, vermitteln einen Job, unterstützen bei Behördengängen, unterrichten Deutsch. Trotz Kontroversen ist die Hilfsbereitschaft in der Schweiz gross. Und all die Helferinnen und Helfer, die sich auch oft in der Kirche engagieren, verdienen einen grossen Dank! Was neben dem Fördern und Fordern in der Integration nicht vergessen werden sollte: Auch unter Schweizerinnen und Schweizern ohne Migrationshintergrund gibt es Menschen, die mit der Arbeitswelt nicht mithalten können. Gründe dafür gibt es viele: Vorbelastungen, Krankheit, Beschränkungen, Schicksalsschläge. Bei Geflüchteten kommen noch einige mehr dazu. Die «Mühseligen und Beladenen» (Mt. 11,28) zu stützen ist noch weitgehend unbestritten in der Schweiz. Diese Hilfe muss für alle gelten, die hier leben.



Christa Amstutz
«reformiert.»-Redaktorin
in Zürich

Einfaches Tun – grosse Wirkung

Handauflegen Die heilende Wirkung des Handauflegens ist vielen Kulturen vertraut. Wie Menschen heute die Wirksamkeit von respektvoller Berührung erfahren, zeigt die Theologin Anemone Eglin in ihrem Buch.

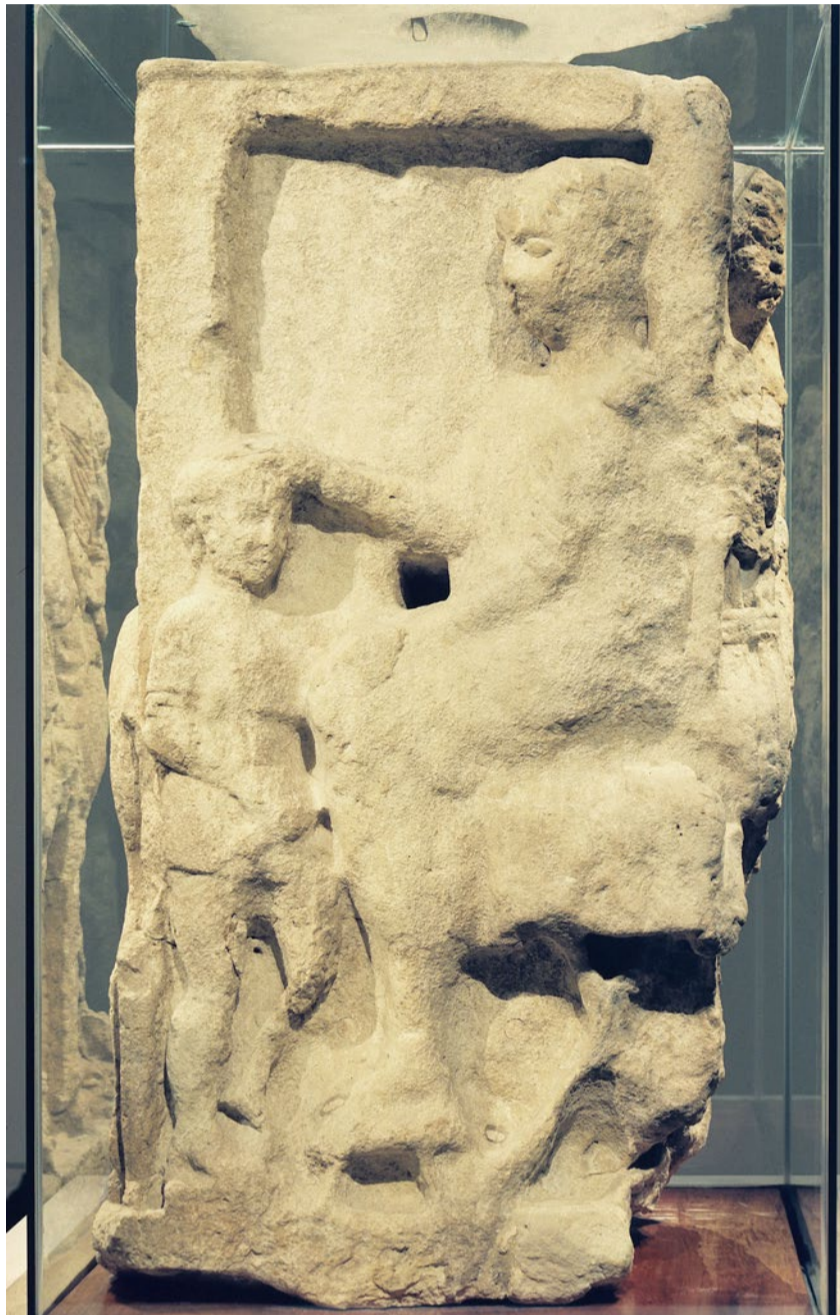
Ein weiteres Buch für die Esoterik-Abteilung? «Handauflegen mit Herz» – der Titel könnte in diese Richtung weisen und so bei jenen auf Skepsis stossen, die gegenüber Unerklärbarem und Unbeweisbarem Vorbehalte haben, ganz besonders, was Heilmethoden angeht. Jedoch: So wie oben zitiert, ist der Titel nicht vollständig. Er lautet vielmehr «Handauflegen mit Herz und Verstand». Und auch der Untertitel – «Hintergrund, Praxis, Reflexion» – weist auf das Anliegen der Autorin Anemone Eglin hin. Die Theologin, Seelsorgerin und ehemalige Kirchenrätin will mit der einfachen Handlung einer Berührung in Beziehung zu ihrem Gegenüber treten, Nähe, Erleichterung, Entspannung, Tröstung bewirken – das aber frei von Zauber und Tamtam, in strikter Nüchternheit.

Wie wichtig ihr das ist, das betont Anemone Eglin immer wieder: Handauflegen ist kein kompliziertes Ritual, sondern eine einfache Geste, wie wir sie schon aus der Kindheit kennen. Und es ist auch eine Heilmethode, wie sie seit Alters her von vielen Kulturen gepflegt und weitergegeben wird. Auch darüber und über die biblischen und theologischen Voraussetzungen informiert die Autorin.

Wie funktioniert das?

Handauflegen ist nicht Können, ist Ermöglichen. Aber wie funktioniert es denn? Zwei Personen sind beteiligt. Die Autorin nennt sie die Klientin und die Handauflegende. In ihrer Praxis klärt Anemone Eglin zuerst in einem Vorgespräch Fragen und Anliegen der Hilfesuchenden und weist auf die geistigen Voraussetzungen hin, von denen die Therapeutin ausgeht.

Anemone Eglin ist im christlichen Glauben verankert, für ihre Klientin setzt sie das aber nicht voraus, denn sie ist überzeugt: Die geistige Voraussetzung, die beide teilen müssen, ist das Vertrauen auf eine Kraft, ob man sie nun «Energie», Lebenskraft, «Liebe» nennt – eine Kraft, die



Handauflegen wurde auch im alten Rom praktiziert.

Foto: Keystone

«zum Guten wirkt und nicht schadet». Dieser Kraft vertrauen sich die beiden nun in innerer Sammlung, in Gebet und Fürbitte an. Laut oder leise, denn die Klientin entscheidet, ob sie das Gebet hören möchte.

In der Praxis von Anemone Eglin empfangen die Klientinnen das Handauflegen liegend, anders ist es bei Angeboten in Kirchen; dort sit-

zen die Hilfesuchenden. Wichtig ist, dass sie sich im ganzen Prozess frei und nicht manipuliert fühlen. Auch Sprechen ist erlaubt, die Handauflegende jedoch bleibt still, voll konzentriert auf das, was geschieht: dass die Kraft, auf die sie zählt, durch sie fliesst und durch die Berührung zum Gegenüber gelangt und wirksam wird. Bei besonders

sensiblen Körperstellen wie Kopf, Hals, Herz oder dem Intimbereich wird auf die direkte Berührung verzichtet. Mit einem Segenswort wird der Akt abgeschlossen. Im Nachgespräch kann die Klientin ausdrücken, was sie erlebt hat und wie sie sich fühlt. Die Handauflegende ihrerseits sagt nichts über ihre eigenen Eindrücke – die Klientin soll nicht beeinflusst werden.

Geschehen lassen

Dieses so einfache Tun hat grosse Wirkung – wenn die Voraussetzungen stimmen, davon ist Anemone Eglin überzeugt. Das heisst, wenn sich beide Beteiligten öffnen für das, «was ihnen heilig ist, für die heilende Kraft, die dem Menschen geschenkt ist». Immer wieder wird es von der Autorin betont: Es geht nicht um menschliches Können, es geht darum, dass die Handauflegende als Instrument dient, durch das diese Kraft zum Bedürftigen gelangen und an ihm wirken kann.

Darum nennt Anemone Eglin auch Demut und Vertrauen als die Voraussetzungen für das Gelingen. Demut nicht im Sinne von untertä-

«Die Beteiligten öffnen sich für das Heilige, für die heilende Kraft, die dem Menschen geschenkt ist.»

Anemone Eglin
Theologin und Autorin

nigem Gehorsam, sondern als Mut zur Hingabe. Und Vertrauen darauf, dass es nicht an ihr, der Handelnden, liegt zu entscheiden, was die Hilfesuchende wirklich braucht und was diese Kraft bewirken soll – Milderung von Schmerzen, neue Gelassenheit, Entspannung, Heilung. Es sind Ausdrucksweisen grosser spiritueller Kräfte, von Dankbarkeit, Geduld und Liebe, und sie bewirken einen neuen Blick auf das scheinbar so selbstverständliche Leben: Ist das nicht überraschend, wunderbar? Käthi Koenig

Anemone Eglin: Handauflegen mit Herz und Verstand. TVZ, 2019. 176 Seiten, Fr. 18.–.

Kindermund



Fast schon berühmt oder Prinzessin im Druck

Von Tim Krohn

Gestern kam Post: «Liebe Bigna, deine Geschichten sind so schön, dass ich ein Büchlein daraus machen möchte, mit Bildern einer berühmten Zeichnerin, die sie extra dafür macht. Frage a) Bist du einverstanden mit dem Buch? b) Gefallen dir die Bilder? c) Hättest du das Buch lieber in deiner Sprache, Jauer, oder auf Deutsch? d) Wie soll das Büchlein heissen?»

«Das ist ja eine komische Post», sagte Bigna. «Was ist daran komisch?», wollte ich wissen. «Alles! Zum Beispiel das mit den Bildern. Ich kann doch selber malen, und zwar sehr schön.» «Eigentlich war es wohl so, dass der Zeichnerin die Geschichten so gut gefallen haben. Sie wollte dich unbedingt malen.» «Mich, wieso mich?» «Weil du die Hauptfigur bist.» «Bin ich doch nicht! Einmal geht es um die tote Spinne, einmal um das tote Reh ...» Sie stutzte. «Wieso sind eigentlich alle tot?» «Oh, es gibt auch lebende Hühner und Steinschleudern und Jon, der die Sterne hängt.» «Genau und die soll sie mal malen.» «Die sind schon auch auf den Bildern.» Ich zeigte ihr die Skizzen, die dem Brief beilagen.

«Okay», gab Bigna zu, «malen kann sie, nur sehe ich kein bisschen so aus.» «Das macht nichts, die Leute, die das Buch kaufen, kennen dich ja nicht.» «Um so schlimmer!», rief Bigna. «Stell dir vor, sie kommen her, um mich zu treffen, und erkennen mich nicht!» «Aber es geht ja nicht um dich, sondern um Spinnen und Rehe und Sterne», erinnerte ich sie. «Stimmt. Was hat er noch gefragt?» «Jauer oder Deutsch?» «Jauer natürlich.» «Nur versteht das fast keiner, und dann kauft es auch keiner.» «Ach so. Dann beides.» «Werde ich weiterleiten. Und wie soll das Buch heissen?»

Bigna dachte nach. «Am liebsten mag ich, wie ich als Prinzessin auf dem Drachen reite. Bigna die Drachenprinzessin.» «Sie hat den Drachen gar nicht gemalt, nur die Mistkarre», wandte ich ein. Bigna zog ein Gesicht. «Dann eben Bigna die Mistkarrenprinzessin.» «Wie wäre Prinzessin auf dem Mist?», schlug ich vor. «Prinzessa sülla grascha – doch, das ist nicht schlecht», gab sie zu. «Sag, bin ich dann nur berühmt oder auch stinkereich?»

Der in Graubünden lebende Autor Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne allmonatlich über die Welt des Landmädchens Bigna. Die oben angekündigten Bücher erscheinen im Kwasi-Verlag.
Illustration: Rahel Nicole Eisenring

Gfröits

Ein Zeichen vorgerückten Alters, in dem Kleinigkeiten an Bedeutung gewinnen

Ich bin auf dem Weg in die Bibliothek. Mit drei Büchern unter dem Arm schlendere ich durch das Solothurner Loreto-Quartier. Von Weitem höre ich Kinder heruntollen: Sie schreien, lachen, fahren mit ihren Velos durch einen Hindernis-Parcours, spielen mit einem Ball. Plötzlich setzt sich ein etwa vierjähriger Knabe von seinen Kameraden ab und rennt direkt auf mich zu. Vor mir steht er still, streckt sein rechtes Bein nach vorne, schaut mich an und fragt: «Bingsch mer der Schueh?» Ich lege die Bücher aufs nahe Mäuerchen, knie nieder und binde den Schuh. «Danke», sagt der Junge, und rennt wieder zu seinen Kumpels. Noch lange freute ich mich über diese spontane unbekannte Begegnung – wohl ein Zeichen vorgerückten Alters, in dem solche Kleinigkeiten an Bedeutung gewinnen.
Hanspeter Freudiger, Solothurn

Da sitzt ein winziger Vogel auf der Strasse und rührt sich nicht. Es ist eindeutig ein Mauersegler: der Schnabel, die Augen, die Flügel. Vielleicht wurde die Hitze für ihn unerträglich oder seine Eltern kehrten von der Essensuche nicht zurück. Wir bringen ihn zu Bird-Life in eine Auffangstation und ich denke: Leb wohl kleiner Vogel, werde schnell kräftig und durchschneide die Luft mit deinen Flugkünsten.
Hansjörg Oehler, Baden

Kürzlich wollte ich an unserem Bahnhof, der nicht mehr bedient ist, am Automaten ein neues Abonnement lösen. Doch, oh Schreck, der Apparat hatte eine Panne: Er hatte kein Wechselgeld mehr. Deshalb nahm er keine Banknoten an und akzeptierte nur noch abgezählte Münzen. Da stand ich nun mit meinen Notizen im Portemonnaie. Was tun?

Ich wandte mich an die einzige Person, die auf dem Perron wartete; ein junger Ausländer – ein Asylant wie ich vermutete. Ich bat ihn um Hilfe und er suchte vergeblich nach Münzen in seinem Geldbeutel. Ich bedankte mich bei ihm für den guten Willen und ging meines Weges. Wenig später fuhr der Zug ein. Da stürmte mein Helfer heran und überreichte mir strahlend die Münzen, die er in einiger Entfernung in einem Restaurant gewechselt hatte.
Friedrich Oelhafen, Rapperswil

Haben Sie im Zug etwas Schönes erlebt, in der Nachbarschaft Nachahmenswertes beobachtet, in einer misslichen Situation spontane Hilfe bekommen? Oder einen wunderbaren Moment erlebt? Schreiben Sie uns in kurzer Form (max. 450 Anschläge inkl. Leerzeichen): gfröits@reformiert.info, Betreff «Gfröits». Über Kürzung und Veröffentlichung entscheidet die Redaktion.

Ein Zufluchtsort für heimatlose Wesen

Tierschutz Der Valurhof von Corinne Kählin in Hettenschwil ist Reitstall und Tierasyl in einem. Er bietet Haus- und Nutztieren, welche ansonsten in einem Zwinger oder im Schlachthof enden würden, eine Zuflucht.



Eine friedliche Wohngemeinschaft der Tiere erinnert an die Arche Noah.

Fotos: Roger Wehrli

Paul ist tot. Er wurde knapp ein Jahr alt, wog aber stattliche zwanzig Kilogramm. Dahingerafft wurde der Truthahn von einer Lungenentzündung. «Am Tag zuvor ging es ihm noch gut. Wie immer frass er alles, was ihm vor den Schnabel kam», erzählt Corinne Kählin. «Gestern Morgen jedoch war er apathisch und frass nur zögerlich. Am Mittag war er, noch bevor der Tierarzt eintraf, schon tot.»

Die zwei Hennen seien ob seiner plötzlichen Abwesenheit noch im-

mer verwirrt und suchten ihren Paul, fährt sie fort, obwohl der, wie üblich bei Truthähnen, ein echter Macho war und sie dementsprechend behandelt hat.

Artgerechtes Leben

Truthähne werden nicht gezüchtet, um alt zu werden, sondern um innert kurzer Zeit möglichst viel Fleisch herzugeben. Normalerweise dauert ihr Leben bis zur Schlachtbank ein paar Monate. Auf dem Valurhof im aargauischen Hettenschwil jedoch kommen nicht nur Truthähne in den Genuss eines artgerechten Daseins, das sie bis zum natürlichen Ende ihres Lebens auskosten dürfen. Zwischen 40 und 50 Hühner und Guggel, 6 Hunde und gegen 20 Katzen, 4 Schafe und ein halbes Dutzend Ziegen, und eine stattliche Anzahl Kaninchen haben auf dem abgelegenen Hof ein Zuhause gefunden.

Dabei ist der Valurhof eigentlich ein Reithof. Corinne Kählin besitzt vor allem Islandponys, gibt Reit-

stunden und veranstaltet Reitlager für Kinder. Ausserdem vermietet sie Plätze für Pferde von ausserhalb. Wer sein Pferd auf dem Valurhof in Pension hat, weiss, dass dieses nicht in eine Einzelbox eingesperrt wird, sondern in der Gruppe lebt.

Offene Ställe

Für Corinne Kählin wären Boxen nicht artgerecht. Pferde sind Herdentiere, das gilt erst recht für Islandponys. Die Ställe sind offen und die Tiere verbringen viel Zeit auf der Weide. Das gibt ihnen Gelegenheit, soziale Kontakte zu pflegen, zu spielen und die Rangordnung in der Gruppe festzulegen, was natürlich auch einmal zu ernsthafteren Auseinandersetzungen führen kann. Damit sie sich dabei nicht verletzen, tragen die Pferde statt Hufeisen Kunststoffbeschlag. Die 49-jährige Corinne Kählin ist gelernte Kondi-

«Es macht mich fassungslos, wenn jemand über den Verlust seines Hundes weint und abends ein Kotelett isst.»

Corinne Kählin
Tierschützerin

torin und seit ihrem zwölften Lebensjahr Vegetarierin. Damals ritt sie regelmässig das Pony eines nahegelegenen Bauernhofs. Und weil sie das Tier sehr liebte, hätte sie es auch gerne gekauft. Der Bauer jedoch entschied sich anders: Er brachte das Pony in den Schlachthof.

Traurige Batteriehühnerwelt

Als das Mädchen dann auch noch Gelegenheit hatte, einen Blick in die traurige Welt der Batteriehühner eines Eierproduzenten zu werfen, beschloss es, nie wieder ein Tier zu essen. Heute ist diese Art der Haltung für Hühner zwar verboten, aber ein schönes Leben führen sie deswegen noch lange nicht. Erst recht kein langes. «Die Hühner, die ich aufnehme», sagt Corinne Kählin, «stammen zumeist von einem Bio-Freilandbetrieb. An so einem

Ort leben bis zu 2000 Tiere zusammen. Nach einem Jahr kommen die Legehennen in die Mauser, weshalb sie für einige Zeit weniger Eier legen. Das ist ihr Todesurteil.»

Weniger Eier bedeuten weniger Profit, also wird der gesamte Bestand vernichtet und durch 2000 junge Legehennen ersetzt, die in einem Jahr das selbe Schicksal erwartet. Um wenigstens einige dieser Kreaturen zu retten, besucht Kählin kurz vor dem Generationenwechsel den Eierproduzenten. «Der Chef sagte zu mir, ich könne auch mit in den Stall gehen und mir zehn Hühner aussuchen», erinnert sie sich, und ihre Stimme wird dabei traurig. «Ich sagte ihm, ich könne doch nicht da hineingehen und darüber entscheiden, wer noch weiterleben dürfe und wer nicht. Ich bat ihn, mir zehn Hühner da herauszuholen, die ich dann mit nach Hause nehmen würde.» Am liebsten hätte sie sämtliche Hühner mitgenommen. Die Einteilung in mehr oder weniger wertvolle Tiere widerspricht ihrer Philosophie.

Eine tierische WG

«Es macht mich fassungslos, wenn jemand über den Verlust seines Hundes weint und abends ein Schweinskotelett verspeist», empört sie sich. Kählin stellt darum alle Nutztiere auf eine Stufe und geht noch einen Schritt weiter, in dem sie die Tiere den Menschen gleichstellt. Alles andere führe unweigerlich zur Ausbeutung, ist sie überzeugt, um mit dem Beispiel der Sklaverei die Richtigkeit ihrer These zu untermauern. Damals wurden die schwarzen Sklaven als minderwertige Menschen betrachtet, was es erst möglich machte, dass diese Praxis weitherum akzeptiert war.

Diese Sicht auf die Welt liess die Vegetarierin Kählin zur Veganerin werden. Milchprodukte und Eier waren nun verpönt. Letzteres allerdings hat seinen Weg zurück in ihre Küche gefunden, seit auf ihrem Hof die von der Schlachtbank getretenen Hühner wohnen und dieses Gastrecht mit dem gelegentlichen Legen von Eiern danken.

Hier auf der Anhöhe, fernab von Lärm und Hektik, gemahnt der Valurhof mit all seinen Tieren an die Arche Noah. Das Zusammenleben in der Wohngemeinschaft scheint zu funktionieren. Die Kaninchen teilen sich ein Gehege mit den Perlhühnern, der Esel ist der beste Freund des Shetland-Ponys, Katzen und Hühner durchstreifen den Stall, und die sechs Hunde freuen sich über jeden Besuch. Roger Wehrli

INSERATE

 Reformierte
Kirche Aargau

24. ökumenisches FrauenKirchenFest Aargau zum Thema «Leben braucht Care»

Freitag, 16. August, ab 17 Uhr
Pfarrei St. Marien, Hauserstrasse 18, Windisch

Care ist Sorge, Fürsorge, sich kümmern um das Leben und die Bedürfnisse von Menschen. Meistens ist diese Carearbeit unsichtbar und unbezahlt. Am FrauenKirchenFest wird Carearbeit sichtbar gemacht in Theologie (Evelyne Zinsstag), Geschichte (Barbara Stüssi) und Gegenwart «Migration und Care» (Bozena Domanska).

Programm: Ab 17 Uhr Apéro, 17.30 Uhr Feier, 18.30 Uhr Frauenmahl mit Tischreden.

Unkostenbeitrag 30 Franken. Infos und Anmeldung auf www.ref-ag.ch unter «Veranstaltungen» und auf www.frauenkirchenfest.ch.



Wochenende für Verwitwete,
für trauernde Partnerinnen und Partner
Samstag/Sonntag, 16./17. November 2019
im Parkhotel Gunten am Thunersee

Auskunft und detaillierte Unterlagen:
Christine Mühlematter 033 654 49 83
079 295 30 88 / chmuefa@bluewin.ch

KIND + KIRCHE

Kinder fördern
Glauben entdecken
Familien stärken
Kirche leben

www.kindundkirche.ch
VERBAND KIND UND KIRCHE

5023 Biberstein
062 839 30 90

Radio Freundes-Dienst

Leben für Alle
über DAB+

Infos und Programm: radiofd.ch

 www.friedwald.ch

Baum als letzte Ruhestätte
75 Anlagen in der Schweiz
052 / 741 42 12

Tipps

Serenade

Beschwingte Klänge auf dem Rügel

Daniela Roos, Violoncello, Lukas Roos, Klarinette und Bassklarinet, und Patricia Ulrich, Klavier, bilden das Trio Sorriso, welches mit seiner Kaffeehausmusik an der Sommer-Serenade auf dem Rügel einen heiteren Abend anbietet. Das Programm reicht von Antonio Vivaldi über «La Paloma» und den «Kriminaltango» bis zu «Wonderful World» oder «Oh Donna Clara». Freiwilliger Unkonstbeitrag für Konzert und Apéro. kk

23. August, 19 Uhr, Tagungshaus Rügel, Seengen. www.triosorriso.ch



Das Trio Sorriso.

Foto: zvg

Kunstmusik



Dalia Pugatschs «Höhlen-Art». Foto: zvg

Mit Crowdfunding zu neuen Denkansätzen

Ein Umdenken zum «Ausverkauf der echten Kultur» postuliert die Zürcher Künstlerin Dalia Pugatsch in ihrem per Crowdfunding lancierten Buchprojekt «Kunst®evolution». Ihre Thesen untermauert sie mit der Bildserie «Höhlen-Art», einer Synthese von prähistorischer und modern-abstrakter Kunst. ti

Dalia Pugatsch: Kunst®evolution. Eigenverlag, 2019, 120 S., Fr. 87.–.

Erzählung



Madeleine Buess.

Foto: M. Kohler

Eine Kindheit im Bauerndorf

Paula wächst in einem Bauerndorf auf, nah bei den Menschen, und doch gehört sie, «s Pfaarers Meitli», eine Zugezogene, nicht dazu. Auch die zu grossen Teilen in Dialekt gehaltene Sprache macht in der Erzählung diese Spannung deutlich: «Zofiger Düütsch» gegen das «Baa-selbietere» der Dorfbewohner. kk

Madeleine Buess: Gross werden. Zytlogge-Verlag, 2019, 239 S., Fr. 34.–.

Agenda

Gottesdienste

Taufgottesdienst im Murimoos

Mit Pfr. Michael Rahn und dem Alphonduo Silberhorn. Bei schlechtem Wetter in der Kirche Muri.

So, 28. Juli, 10 Uhr
Am Weiher im Murimoos

Auskunft: 077 524 88 26

Ökumenischer Berggottesdienst

Auf dem Engelberg bei Safenwil. Mit Pfrn. Verena Grasso, Seelsorger Joachim Köhn und den Zofinger Turmblädern. Anschliessend Apéro und Suppe, Gelegenheit zum Bräteln.

So, 28. Juli, 10.30 Uhr
Engelberg, Safenwil

Treffpunkt für Fussgänger: 9.45 Uhr, Kirchgemeindehaus Walterswil.
Auskunft: 079 938 31 78

Bundesfeier Lenzburg

Ökumenischer Gottesdienst zum 1. August mit Pfrn. Elisabeth Weymann und Pfr. Roland Häfliger.

Do, 1. August, 9.30 Uhr
Schloss Lenzburg

Bundesfeier Oberrohrdorf

Ökumenischer Gottesdienst zur Bundesfeier unter der Leitung von Pfr. Christoph Monsch und Pastoralraumleiter Christoph Cohen. Mit Huusmusig und Alphorn-Gruppe.

So, 4. August 10.30 Uhr
Festzelt auf Hochstett, Oberrohrdorf

Berggottesdienst auf dem Herzberg

Die Kirchgemeinden Densbüren-Asp, Kirchberg und Thalheim feiern gemeinsam den traditionellen Gottesdienst auf dem Herzberg. Spezielles Programm für Kinder und Jugendliche. Anschliessend gemeinsames Mittagessen.

So, 25. August, 10.30 Uhr
Tagungszentrum Herzberg, Staffelegg

Zirkus-Gottesdienst

Ökumenischer Gottesdienst im Zirkuszelt Arabas, mitgestaltet von den Chören OpenMind/Jugendchor Kelleramt und Jugendchor Zufikon. Artistische Darbietungen des Zirkus Arabas. Mit Pfrn. Corinne Dobler, Pastoralassistent Georg Umbricht und Jugendseelsorgerin Sandra Ruppli.

So, 25. August, 18 Uhr
Zirkuszelt Arabas beim Emaus, Zufikon

Bibelsonntag

Die Bibel auch in der Kirchgemeinde ins Zentrum rücken – das ist das Ziel des jährlichen Bibelsonntags der Schweizerischen Bibelgesellschaft. Traditionsgemäss wird er am letzten Sonntag im

August gefeiert. 2019 lautet das Thema: «Das Wort, das Zugang verschafft». Dazu stellt die Bibelgesellschaft verschiedene Unterlagen für die Gestaltung des Gottesdienstes zur Verfügung

So, 25. August
Der Zeitpunkt des Bibelsonntags richtet sich nach den örtlichen und regionalen Gepflogenheiten.

www.die-bibel.ch

Treffpunkt

FrauenKirchenFest

«Leben braucht Care» – unter diesem Motto steht das 24. ökumenische Aargauer FrauenKirchenFest. Wie sich Care, also Fürsorge, in der Theologie, in der Kirchengeschichte und im Migrationsbereich realisiert, darüber informieren Evelyne Zinsstag, Barbara Stüssi-Lauterburg und Bozena Domanska.

Fr, 16. August, 17–21.45 Uhr
Pfarreizentrum, Windisch

Anmeldung bis 10.8.: Bildung und Propstei, Feerstrasse 8, 5001 Aarau, bildungundpropstei@kathaargau.ch
www.frauenkirchenfest.ch

Weiterbildung

Themenabend Palliative Care

Im Rahmen der Weiterbildung von Palliative Care und Begleitung referiert Traugott Roser, Professor für Praktische Theologie und Religionspädagogik, Universität Münster, über die Aufgabe der Seelsorge in der Palliative Care.

Mo, 19. August, 19–21 Uhr
Haus der Reformierten, Stritengässli 10, Aarau

Freiwilliger Unkostenbeitrag: Fr. 20.–

Werkstatt Gottesdienst und Musik

Fragen, die sich in der Praxis des Abendmahls stellen, werden in diesem Kurs reflektiert.

Fr, 6. September, 9.30–16.30 Uhr
Ref. Kirchgemeindehaus, Oelrainstrasse 21, Baden

Kosten: Fr. 55.–, inklusiv Mittagessen. Anmeldung bis 23.8.: www.gottesdienst-ref.ch/agenda/agenda-igbk.
www.gottesdienst-ref.ch

Konzerte

«Niederwil beschwingt»

Pop-Songs, Jazz Classics und musikalische Überraschungen, dargeboten vom Pianisten Christian Gutfleisch. Anschliessend Apéro.

Sa, 17. August, 19 Uhr
Pavillon, Schulweg 3, Niederwil

Gospelkonzert

Der Gospelchor Kölliken mit neuem Repertoire. Leitung: Sebastian Felix.

So, 18. August, 19 Uhr
Ref. Kirche Schöffland

Leserbriefe

reformiert. 7/2019, S. 4

Die Synode will nicht politisch sein

Das darf nicht wahr sein
Ungläubig habe ich die Medienberichte über die Diskussion zur Konzernverantwortungsinitiative gelesen. Das kann/darf doch nicht wahr sein, war mein erster Gedanke, bisher überzeugt davon, dieses Anliegen werde von allen kirchlichen Institutionen mitgetragen. Ich gebe zu, dass die Initiative möglicherweise Mängel aufweist und nicht der optimale Weg zum Ziel ist – aber sie ist ein Weg, etwas zu tun und den Opfern von unfairm Handeln zu Schadenersatz zu verhelfen. Für mich unbestritten ein urchristliches Anliegen.

Deshalb bin ich sehr überrascht, wenn in der Synode von «möglichen negativen Konsequenzen für die Schweizer Wirtschaft» – wohl eher global tätige Konzerne, denn KMU sind von der Initiative nicht betroffen – und «pauschaler Verurteilung» gesprochen wird. Wer sich gesetzeskonform verhält, hat nichts zu befürchten. Oder andersherum: Findet die reformierte Kirche Aargau es in Ordnung, wenn sich Schweizer Firmen zum Schaden anderer bereichern?

Ich bin im Nachgang zur Atomkatastrophe von Fukushima aus der reformierten Kirche ausgetreten, weil die reformierte Kirche Aargau hier keine Stellung gegen die Atomenergie beziehen wollte, was für mich mit der Bewahrung der Schöpfung nicht einhergeht. Vor einigen Jahren bestätigte mir die reformierte Kirche Aargau, dass ihre Pensionskasse aus Renditegründen leider nicht in der Lage sei, ihre Gelder fair und nachhaltig anzulegen, also damit möglicherweise Gewinn auf Kosten anderer – nicht Schweizer – Menschen generiert. Und jetzt wieder: Switzerland first! Mir kommt der Glaube abhanden, dass ich bei der reformierten Kirche finde, was ich suche.
Rolf Eicher, Villnachern

reformiert. 6/2019, S. 1

Kampf gegen Organmangel weckt ethische Bedenken**Bedenken angebracht?**

Seit über zehn Jahren bin ich organtransplantiert. Eine Spenderin hat mir das Leben gerettet. Selbstlos! Ich habe denselben Gendefekt wie

meine Mutter, die mit 42 Jahren an daraus resultierenden Organversagen gestorben ist. Damals standen die medizinischen Möglichkeiten für ihre Rettung noch nicht zur Verfügung, heutzutage ist das vollkommen anders: Die Spitzenmedizin hilft kompetent und bei entsprechender Selbstdisziplin ist ein aktives Leben durchaus möglich. Ist doch gut so! Leider stehen zu wenig Organe zur Verfügung.

Ruth Baumann-Hölze und Frank Mathwig sind hoffentlich kerngesund und werden nie ein Transplantat benötigen. Im anderen Fall müssten sie auf eine Transplantation verzichten! Am besten sie verfassen eine entsprechende Verfügung. Alles andere ist weder akzeptabel noch konsequent. Zudem gehe ich davon aus, dass sie beide bereits am Krankenbett von Menschen gestanden sind, die vergeblich auf ein Organ und somit auf den Tod gewartet haben. Die anschließenden Ethikdiskurse mit Kindern, Ehepartnern und Eltern waren dann sicher erbauend.

Ist es richtig die ethischen Grenzen ausgerechnet bei der Organspende zu setzen? In Anbetracht der heutigen Spitzenmedizin sind diese nämlich längst verwischt! Die Widerspruchslösung zwingt die Menschen tatsächlich dazu, sich mit ihrem eigenen Tod zu befassen, was aus christlicher Sicht richtig und wichtig sein sollte. Schade, dass nun ausgerechnet die Reformierten auch auf den Zug der trendigen Oberflächlichkeit und genussorientierter Egozentrik aufzuspringen scheinen.

Die Bedenken hinsichtlich der körperlichen Unversehrtheit sind meines Erachtens nicht angebracht. Ein Veto gegen ein Organentnahme ist jederzeit möglich ist. Behinderte sind durch VormundeInnen vertreten. Zudem eignet sich längst nicht jede und jeder als Spender. In! Die Widerspruchslösung stellt eine Chance für die Verzweifelten dar, welche aktuell vergebens auf ein Spenderorgan und somit auf den Tod warten.

Thomas Steffen, Windisch

Grenzüberschreitung

Auch ich habe grosse Bedenken mit Organspenden und empfinde es als grosse ethische Grenzüberschreitung, sofern man nicht Organe spenden will, sich extra dagegen entscheiden muss, und dass dann nur noch Widerspruchslösung gelten soll. Irgendwie habe ich das

Gefühl, dass einige EU-Länder näher bei einer Diktatur stehen, anstatt in einer Demokratie. Mein Körper gehört mir, auch nach dem Tod. Viele Menschen möchten dies auch nicht aus religiösen Gründen. Kein Land der Welt hat das Recht, dass der Körper nach dem Tod automatisch ausgeweidet wird zwecks Organspenden. Jeder Mensch hat doch ein Recht auf körperliche Unversehrtheit.

Alfred Ostermeier, Berikon

Ihre Meinung interessiert uns. redaktion.aargau@reformiert.info oder an «reformiert.», Storchengasse 15, 5200 Brugg.
Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

reformiert.

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitungen und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern | Jura | Solothurn, Graubünden und Zürich.
www.reformiert.info

Gesamtauflage: 706 009 Exemplare

Redaktion

AG Anouk Holthuisen (aho), Thomas Illi (ti)
BE Hans Herrmann (heb), Katharina Kilchenmann (ki), Nicola Mohler (nm), Marius Schären (mar)
GR Constanze Broeilemann (cb), Rita Gianelli (rig)
ZH Christa Amstutz (ca), Delf Bucher (bu), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Vera Kluser (vk), Cornelia Krause (ck), Felix Reich (fmr), Sabine Schüpbach (sas)
Blattmacher: Felix Reich
Layout: Susanne Kreuzer (Gestaltung), Maja Davé (Produktion)
Korrektorat: Yvonne Schär
Gestaltungskonzept: Susanne Kreuzer, Maja Davé in Zusammenarbeit mit Bodara GmbH

reformiert. Aargau

Auflage: 102 474 Exemplare (WEMF)
46609 reformiert. Aargau: Erscheint monatlich
Herausgeberin: Reformierte Landeskirche Aargau, Aarau
Präsidium der Herausgeberkommission: Gerhard Bütschi-Hassler, Schlossrued
Redaktionsleitung: Thomas Illi
Verlagsleitung: Hans Ramseier

Redaktion und Verlag

Storchengasse 15, 5200 Brugg
Tel. 056 444 20 70, Fax 056 444 20 71
redaktion.aargau@reformiert.info
verlag.aargau@reformiert.info

Abonnemente und Adressänderungen

Bei der jeweiligen Kirchgemeinde

Inserate

Kömedia AG, St. Gallen
Tel. 071 226 92 92, Fax 071 226 92 93
info@koemedia.ch, www.koemedia.ch

Inserateschluss Ausgabe 9/2019

7. August 2019

Druck: DZZ Druckzentrum Zürich AG



Porträt

Was der Mensch vom Esel lernen kann

Pädagogik Ist Sandra Begré mit Eseln und Kindern in der Natur unterwegs, lernt sie zu vertrauen. Und die Pfarrerin erfährt Lebendigkeit und Göttliches.



Sandra Begré und der Grossesel Bosco: «Er ist das Sensibelchen von unseren vier Eseln.»

Foto: Ephraim Bieri

Figaro steht einfach da, im Stall. Seinen Besuchern zugewandt hat er seinen Hintern – und seine Ohren. Sandra Begré lacht. «27 Jahre sind wir jetzt schon zusammen unterwegs. Und er hat immer noch Flausen im Kopf.» Das liege auch daran, dass sie bei ihm «so ziemlich alle Fehler» gemacht habe, die man bei Eseln machen könne.

Als soziale Tiere können sie nur in Herden artgerecht leben. Figaro aber war eine entscheidende Phase lang oft allein unter Menschen. So betrachte er diese nun als seinesgleichen, sagt Sandra Begré mit Schalk und Ernst zugleich: «Esel gehen davon aus, dass sie mitbestimmen.

Sie sind sehr demokratisch.» Das werde oft als stur angeschaut. Dabei sei es «einfach schlau».

Bescheiden geworden

Figaro kam als Konfirmationsgeschenk zur damals 15-jährigen Thuner Schülerin. Damit begann, was bestimmend wurde für Begré. Heute teilen sich mit ihr, ihrem Partner, ihren Eltern und Figaro die Eseldamen Néla und Aisha und «das Sensibelchen» Bosco ein weites Dach mit Umschwung, ein umgebautes Bauernhaus bei Herzogenbuchsee.

Das Haus scheint gross, ist aber einfach und sinnerfüllt gestaltet. Ähnlich wie das Leben der 42-Jäh-

rigen: «Ich bin bescheiden geworden und muss nicht mehr die Probleme der Welt lösen.» Das fühle sich so an, wie wenn die Esel abends einfach im Stall stehen und mamp-

Sandra Begré, 42

Die Pfarrerin und systemische Naturtherapeutin hat seit 27 Jahren Esel. Neben ihrer theologischen Arbeit bietet sie Eseltrekking für Kinder und Jugendliche an und bildet sich weiter in tiergestützter Therapie und Pädagogik. Sie lebt mit ihrem Partner und den Tieren im Berner Mittelland.

fen. «Ich bin überzeugt, dass es eine Wirkung hat, wenn man sich auf diese Wesen einlässt.»

Konkret erfährt es Begré beim Eseltrekking mit Kindern und Jugendlichen. Nur mit dem Nötigsten gehen sie raus. Die ungefähre Route steht, zum Schlafen ist kein Ort festgelegt, kein Programm. «Wir gehen bloss mit den Rucksäcken, dem Wissen, der Erfahrung, die wir haben, das braucht unglaublich viel Vertrauen.» Das erste Mal sei sie gestresst gewesen. Aber sie habe erfahren: «Es gibt immer eine Lösung. Zu diesem Grundvertrauen möchte ich die Kinder hinführen.»

Lange wollte Sandra Begré Tierärztin werden. Schon als Zwölfjährige hat sie mit Erwachsenen «leidenschaftlich über Lebens- und Sinnfragen diskutiert». Kurz vor der Matur setzte sie auf die Theologie, auch dank des Konfirmationspfarrers. Doch es folgte eine harzige Zeit. «Ich habe stark gerungen, bis ich den Weg fand zu meiner Theo-

.....
«Es gibt immer eine Lösung. Zu diesem Vertrauen möchte ich Kinder hinführen.»

logie.» Am meisten störte sie die Fixierung auf den Menschen, das Anthropozentrische. Ihr sei das zu verkopft: «Am wichtigsten ist mir die Verbundenheit zur Erde, mit dem Lebendigen, dem Göttlichen, das Vertrauen. Und das Göttliche ist die Kraft und der Sinn in allem.»

So fand sie zu ihrer Aufgabe, Theologie zu verbinden mit Kräften der Natur. Das bringe ihr Kritik von zwei Seiten. Die Arbeit mit Menschen in der Natur wird von manchen als unchristlich angesehen. Andere verstünden ihren Einsatz in einer Kirche nicht, die einst Menschen verfolgte, die in Verbindung mit Naturkräften standen.

Nun ist sie Pfarrerin, und zwar gerne. Und zu spüren ist es auch, wenn sie über die Zukunft der Kirche diskutiert und dabei ins Feuer kommt: «In der Kirche können wir noch viel lernen.» Marius Schären

Das Video vom Spaziergang mit Pfarrerin Sandra Begré und ihren Eseln:

reformiert.info/esel

Gretchenfrage

Thomas Zurbuchen, Astrophysiker:

«Wenn ich mich machtlos fühle, dann bete ich»

Wie haben Sies mit der Religion, Herr Zurbuchen?

Religion sollte einen zu einem besseren Menschen machen. In diesem Sinn ist sie mir sehr wichtig. Ich hoffe, dass am Ende meines Lebens nicht nur das übrig bleibt, was ich im Beruf geleistet habe. Sondern dass man sagen wird: Er war ein guter Mann, Vater und Freund.

Gehen Sie in die Kirche?

Als Kind war ich oft in der Kirche, weil mein Vater Prediger einer Freikirche in Heiligenschwendi BE war, wo ich aufwuchs. Heute verkehre ich nicht in kirchlichen Kreisen.

Glauben Sie an Gott?

Wenn ich ins Universum und die Natur schaue, empfinde ich tiefe Ehrfurcht vor etwas, das grösser ist als ich. Ich nenne das jedoch nicht Gott, sondern einfach höhere Macht. Ich finde die Ehrfurcht davor wichtiger als den Namen.

Beten Sie?

Ja. Wenn ich mich in meinem Privatleben machtlos fühle, wenn es um Gesundheit oder Tod geht, ist das Gebet die einzige Entgegnung. Nicht gut finde ich, wenn Leute beten und dann Schlechtes tun.

Entstand das Universum aus Zufall?

Ich weiss es nicht. Das Universum ist sehr viel grösser, als wir meinen. Der Teil, den wir sehen, macht den Millionstel eines Prozents des Ganzen aus. Mit meinem zeitlich und räumlich beschränkten Verständnis kann ich die Frage nach dem Ursprung nicht beantworten. Wer behauptet, es zu können, egal ob von wissenschaftlicher oder religiöser Seite, ist intellektuell arrogant.

Sie sagen, Religion und Wissenschaft seien dasselbe. Inwiefern?

Es sind unterschiedliche Methoden, die grossen und kleinen Fragen des Leben zu erforschen. Manche traditionell religiösen Leute haben eine Ruhe, die ich nicht habe. Als Wissenschaftler weiss ich, dass wir noch unglaublich viel lernen und herausfinden müssen.

Interview: Sabine Schüpbach

Christoph Biedermann



Tipp

SchöpfungsZeit-Feier

Aufmerksam für den Geschmackssinn

Im September wird in allen christlichen Kirchen der Schweiz die «SchöpfungsZeit» gefeiert – ein Gedenken an die guten Gaben Gottes für unsere Welt. Jedes Jahr steht ein anderer unserer Sinne im Zentrum, 2019 ist es der Geschmackssinn. Im Auftaktanlass in Rheinfelden kann sich dieser Sinn mit einem Produkt auseinandersetzen, das seinen Platz in vielen Kulturen hat: mit Bier. In der kleinen Brauerei von «Richie's Bier» werden die Teilnehmenden in die Kunst des Bierbrauens eingeführt. Je nach der Be-

schaffenheit von Wasser, Malz und Hopfen entstehen unterschiedliche Biere mit je eigenem Geschmack. Der Brauprozess ist ein Zusammenspiel von Geschmacks-, Tast- und Geruchssinn.

Anschliessend findet in der reformierten Kirche Rheinfelden eine liturgische Feier zur SchöpfungsZeit statt, als Ausdruck von Gotteslob, Freude und Dankbarkeit.

Leitung: Stephan Degen-Ballmer, Toya Schweizer, Claudia Nothelfer, Andreas Fischer, Jutta Wurm. Ein freiwilliger Unkostenbeitrag von Fr. 20.– ist erbeten. kk

Auftaktveranstaltung: Mittwoch, 28. August, 18–21.15 Uhr. Anmeldung bis 13. August: Ref. Landeskirche Aargau, 062 838 00 10, www.ref-ag.ch/anmeldung (E19-07)



Thomas Zurbuchen ist seit 2016 Wissenschaftsleiter der NASA und lebt nahe Washington, USA. Foto: Keystone